Der

Congress von Verona.

Ein Roman

von

Julius Mosen.

Erster Theil.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1842.

205. D

P. o. germ. 955 hd/1.2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

35 9

An Minna.

Wir saßen lang in Winternacht zusammen,
Die uns vorüberzog in Schnee und Wind,
Indeß Du bei des Feuers heit'ren Flammen
Mir lauschtest wie ein mährchenfrohes Kind.

Und ich erzählte Dir von jenen Tagen,
Wo Griechenland und Spanien auferstand, —
Und von der Völker Hoffnungen und Fragen
Und von Italiens kettenschwerer Hand;

Von Missolunghi und von Barcelona,
Von Frankreichs Wirren und der Politik
Und endlich vom Congresse in Verona,
Vom Rath der Fürsten und dem Weltgeschick.

Und wie ich Dir belebt mit bunten Bildern
Und lust'gen Blumen diesen dunkeln Grund,
Mußt' ich versprechen: im Roman zu schildern
Das Alles, wie zu Dir in solcher Stund'.

So ist und bleibt dies kleine Buch Dein eigen,
Zurück in Deine Hand sei es gelegt!
Willst Du zu ihm herab Dein Antlitz neigen,
Siehst Du die Blume, die Du selbst gepflegt.

Dresden,
am 5. November 1841.

Julius Mosen.

Erstes Buch.

Capitel 1.

Es war im Herbste des Jahres 1822, als die Herrscher Europa's sich vereinigten zum Congresse in Verona, um sich über die geeigneten Mittel zur Unterdrückung der Revolutionen in den bourbonischen Staaten und in der europäischen Türkei zu berathen. Bereits hatte Oestreich die Carbonaja in Neapel und Piemont gedämpft, noch aber stand Spanien im hellen Feuer des Bürgerkrieges, und Griechenland ringend, blutend und hilferufend im Kampf gegen die Türken zu Land und Meer.

Mit maaßlosen Sorgen und Hoffnungen wandten die Völker nach Verona ihre Augen, wo sich jetzt Alles zum Empfange der Monarchen vorbereitete; denn kaum hatte man das Gerücht vernommen, daß der Congreß in Verona würde gehalten werden, so folgte

auch schon die Nachricht, daß Kaiser, Könige, Fürsten und Herren von allen Seiten heranzögen.

Bald waren alle Paläste, in welchen Quartiere zu finden waren, in Beschlag genommen. Es trafen aber immer noch neue Bestellungen ein. Ein Agent suchte den andern bei den Hauswirthen zu überbieten und abzutreiben, denn schon war ein Unterkommen an einer der Hauptstraßen unmöglich.

Schon war Pater Benedetto einige Tage herumgewandert, um für den Ritter Malavilla, welcher von der Regierung in Seo d'Urgel hieher als Agent gesendet wurde, ein Quartier in der Stadt aufzufinden. Während er so mit eiligen Schritten Straße auf und ab eilte, blieb er plötzlich stehen, wischte sich die Stirne und sprach für sich: „daß es mir nicht gleich einfiel!“ und nun eilte er mit doppelt beschleunigten Schritten zu dem Arzte Antonio.

Dieser gehörte zu den vornehmsten alten Familien der Stadt und wohnte im eigenen Hause bequem eingerichtet mit seiner schönen Schwester Francesca zusammen, so daß sich Pater Benedetto wohl sagen mochte, daß er in seiner eigenen Wohnung keine fremde Herrschaft aufnehmen würde. Antonio besaß jedoch

hinter seinem neuen Hause ein altes, geräumiges und jetzt unbewohntes Gebäude.

Sein Vater hatte den einen Flügel davon abgebrochen, aus den Baumaterialien das der Straße zugekehrte, neue Haus gebaut und den übrigen Theil des alten Gebäudes soweit hergestellt, daß die Keller und Gewölbe darinnen noch gebraucht und die obern Geschosse zu Boden benutzt werden konnten.

Da zu dem ersten Stockwerke aus dem neuen Hause hinüber eine schwebende, hölzerne Brücke ging, wodurch das alte und neue Haus mit einander in Verbindung gebracht waren, so erschien dieses alte unbewohnte Gebäude um so geheimnißvoller und phantastischer, als es schon ohnedieß durch seine alterthümliche barocke Bauart sich auszeichnete.

Eben hatte Arnold, ein junger deutscher Gelehrter, an Antonio eine Empfehlungskarte abgegeben, welche er in München von einem Professor aus Padua erhalten hatte, als Pater Benedetto eintrat und nach einigen höflichen Redensarten gerade auf sein Ziel mit den Worten losging: „warum Ihr im alten Gebäude nicht einige Quartiere in Stand setzt, um hohe Herrschaften aufnehmen zu können, begreife ich nicht. Gut! es kommt Euch nicht auf Erwerb an,

da Ihr ohnedieß begütert seid, aber Euch interessiren die Welthändel, und warum wollt Ihr Euch nicht ein Stückchen Congreß unter die Augen rücken? Es giebt unter den hohen Herrschaften und Diplomaten einige, welche gern ruhigere, unbelauschte Quartiere suchen, und solche könnt Ihr bieten."

Antonio erwiederte lachend: „das kann unmöglich Euer Ernst sein! Wer wollte in diese alte Eulenburg hinüberziehen, wo die Gespenster bei Tage umgehen könnten?"

„So laßt uns," fuhr Benedetto fort, „einmal die Gelegenheiten ansehen; — denn die Herrschaft, für welche ich Quartiere zu besorgen habe, schreibt mir, daß die Wohnung nur schattig und kühl und vom Lärm der Straße, doch nicht zu weit davon, abgelegen sein solle, dann möchte sie sein, wie sie wolle."

„Wenn sie so sehr bescheiden ist," entgegnete Antonio, „so kommt, und laßt uns das alte Haus besichtigen; — vielleicht gefällt es auch Euch, Signore Arnoldo, mit hinüber zu gehen, denn manches ist an diesem alten Bauwerke aus dem vierzehnten Jahrhunderte merkwürdig."

Arnold, ein begeisterter Liebhaber für Alles, was aus dem Mittelalter herrührte, nahm diese Einladung dankbar an.

Dem Austritte aus dem Zimmer Antonio's gegenüber befand sich eine offene Thür, durch welche sie aus dem ersten Stockwerke des neuen Hauses auf der schwebenden Brücke hinüber gingen in das alte. Dort drüben eingetreten durch eine gewöhnliche Bretterthüre, gelangten sie auf einen Corridor, welcher nur schwach durch ein Fenster aus der Hinterwand hervor erleuchtet war. Von diesem Corridor ging es zu den verschiedenen Zimmern und Gemächern.

Giovanni, Antonio's Diener, rasselte mit dem Schlüsselbunde voran und schloß jetzt eine mit eisernen Zierathen beschlagene Thüre auf.

Sie traten in einen hohen, gewölbten Saal. Der mittlere, bis auf das bunte Estrich heruntergehende Fenstereinschnitt in der starken Mauer bildete eine tiefe, helle Halle, an deren Seiten zierliche steinerne Sitze hin bis an das Fenster liefen, welches auf einen Altan führte. Dieses große Fenster, welches jetzt aus kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben und früher aus bunten Glasmalereien bestand, enthielt davon noch einige Bruchstücke und Theile von Figuren und

schönen Arabesken. Diese Halle war in früherer Zeit gemalt gewesen. Noch war daran die Figur Karls des Großen zu Roß zu erkennen, über seinem Kopfe stand mit alter Schrift sein Name. Auf der gegenüberstehenden Wand sah man einen jungen Helden, welcher von zwergartigen Bogenschützen aus Felsenspalten beschossen wurde, und, auf seine Kniee gesunken, in ein Horn blies, auf welchem mit goldnen Buchstaben „Orlando" zu lesen war. An der breiten Wand, dem Fenster gegenüber, sah man eine lustige Wallfahrt von wilden und zahmen Thieren in Pilgermänteln und allerlei Trachten aus einem Thale auf langgeschlängeltem Wege in die Burg Zion auf einem Berge ziehen, vor welcher Petrus stand und die Thore weit aufgemacht hatte, während von der andern Seite des Berges die Menschen von Strafengeln mit Geißeln in die Hölle gejagt wurden.

Arnold mußte sich darauf besinnen, daß er nicht träumte, so märchenhaft seltsam kam ihm Alles vor. „Nun bin ich," rief er, „auf meine Lebenszeit glücklich, denn mir kommt es vor, als wäre ich hier an einer glückseligen Insel gelandet, welche übrig geblieben vom Paradiese des Mittelalters. Es wachen hier wieder auf die Tage der Waiblinger und Welfen,

und ich trete mitten hinein in den heiligen Zauberkreis, der hier um mich gezogen ist!"

„Der Saal ist doch hell und geräumig," versetzte Pater Benedetto, „und wenn er gereinigt ist, und Stühle, Bänke und Tische hereingeschafft werden, so ist er schon wieder zu bewohnen; und dazu müßt Ihr, Signore Dottore Antonio, Rath schaffen, denn hier soll der Ritter Malavilla mit Eurer Erlaubniß wohnen, und die blanken Piaster, welche er für die Miethe bezahlen soll, werden Euch nicht wehe thun."

„Um Gotteswillen," entgegnete Arnold, „nur keine modischen Möbeln in diese geweihten Hallen, und keine modernen Menschen, welche die Herrlichkeit dieser Räume nicht zu schätzen wissen!"

Benedetto versetzte lachend: „Maestro, sorgt Euch nicht! wenn es noch irgend einen Ritter in der Welt giebt, welcher an Gott und König glaubt, und die Revolutionaire und Ketzer haßt, so ist dieß unser Ritter."

„Vielleicht," meinte Antonio, „finden wir auch die nöthigen Geräthe, denn während mein Vater das alte Gebäude nach dem Baue des neuen ausbessern

ließ, wurden die Geräthschaften zusammen oben in eine große Kammer geräumt."

„Laßt uns zuerst," ermahnte der Pater, „die Nebenzimmer und übrigen Wohnlichkeiten besehen!"

Mit diesen Worten war der lebhafte Mann schon aus dem Zimmer hinaus, kam jedoch bald zurück und rief Beiden zu: „die Fenster überall aufgemacht, gelüftet, Giovanni, mit Wasser und Kehrbesen herein und das Estrich gefegt! und Alles ist für eine spanische Herrschaft wie gemacht, geräumig, kühl, von der Straße abgelegen und doch nicht zu weit! — und nun laßt uns die Möbeln durchmustern!"

Antonio führte jetzt die Gesellschaft eine Treppe höher. Hier schien der ganze Raum des Stockwerkes früher zu einer großen Rüstkammer gedient zu haben; denn hier und da hingen an den Wänden noch Theile von verrosteten Waffen, aber von der Treppe an bis tief in den Hintergrund hinein standen und lagen Tische, Stühle, Schränke, Gefäße, zerschlitzte bunte Gewänder, verblichene, zusammengerollte Tapeten, Waffen verschiedener Art mit Helmen und Hüten, bestaubt durcheinander und übereinander.

„Schon längst," sagte Antonio, „wollte ich hier einmal aufräumen und das Brauchbare oder Merk-

würdige von dem Unnützen sondern lassen, aber immer verhinderten mich daran meine Geschäfte, und dann fehlte mir auch Jemand, welcher mit Verstand die Hände an das Werk hätte legen können."

Arnold ließ ihn kaum aussprechen, indem er rief: „o du großer Dichter meines Vaterlandes, du herrlicher van der Velde, und du göttlicher Dichter des Zauberringes, und du märchenreicher Phantasus! Könnte ich euch doch Alle an diese Stelle zaubern, damit ihr die alte Zeit des städtischen Ritterthums mit Händen betasten könntet, wie ich hier es thun kann, daß ihr euch in ihre Arme stürzen könntet, wie es mir hier vergönnt ist!"

Mit diesen Worten warf sich der romantische Jüngling in einen Armstuhl, daß eine Wolke Staub aufwirbelte und ihn verhüllte, aus welcher er jedoch mit heftigem Niesen plötzlich wieder zum Vorschein kam.

Antonio machte jetzt den begeisterten Arnold auf einen Schrank in der Ecke aufmerksam, welcher mit Schnitzwerk verziert war. An jeder Ecke war ein Stab angebracht; an dem einen Stabe wickelte sich eine Schlange hinauf, an dem andern ringelte sich eine solche herunter, während oben über der Thüre ein

Kranich Wache hielt. Die Thüren waren zurückzuschieben; man fand jedoch nichts im Schranke, als eine Laute, einen Dolch und ein auf Pergament geschriebenes Beichtbuch. Arnold behauptete, dieser Schrank enthielte die Hieroglyphen der italienischen Geschichte, die Laute des Liebhabers, den Dolch der Rache und das Buch der Reue.

Pater Benedetto jedoch hatte kein Auge für Merkwürdigkeiten, sondern nur für das, was zu brauchen war. Er ließ seine Blicke sondernd durch den Rüstsaal gehen und sagte dann: „da es nicht darauf ankommt, ein elegantes Quartier herzustellen, sondern nur ein bewohnbares, so dürften sich hier die nöthigen Möbeln herausfinden lassen."

Arnold unterbrach im Eifer der Alterthumsliebhaberei den Priester mit den Worten: „Antonio, wenn Ihr mir das Geschäft anvertrauen wollt, so will ich nicht nur die nöthigen Stücke für die untern Zimmer herauslesen, sondern auch alles Uebrige so ordnen, daß jeder Alterthumsfreund um das schöne Stück Mittelalter, das Ihr hier habt, Euch beneiden kann."

Antonio nahm den Vorschlag mit Dank an und befahl seinem Diener, Leute zu dingen, über welche der deutsche Gelehrte bei der Arbeit verfügen könnte.

Da jedoch schon der Abend herandämmerte, so wurde zum Beginnen der beabsichtigten Arbeiten der nächste Morgen bestimmt. Antonio jedoch lud Arnold und Pater Benedetto ein, in seiner Wohnung drüben ein Abendbrod einzunehmen und den Staub mit einer Flasche Wein zu löschen. Mit diesem Vorhaben verließ die Gesellschaft das alte Gebäude.

Capitel 2.

Gegen seine frühere Absicht hatte jetzt Antonio denselben Lärm hämmernder und pochender Handwerker in seinem Hause, welcher in den Nachbarhäusern ihm von Anfang fast unerträglich vorgekommen war. Da er nunmehr selbst mitten darin sich befand, war er in den Stunden, wo er sonst zu Hause sich ausruhte, unermüdlich thätig.

Vor allem reizte es ihn an, oben im alten Hause Arnold zu besuchen, welcher eine Herrlichkeit nach der andern entdeckte.

Arnold hatte bereits die Sachen zusammengestellt, welche in den untern Saal kommen sollten. Kein Stück davon war dem andern gleich, keines stammte aus einer und derselben Zeit, und doch machten sie, als sie unten im Saale aufgestellt waren, den Eindruck einer ungemeinen Behaglichkeit.

Arnold hatte die Sessel und Armstühle, von welchen der eine hoch mit ausgespreizten vier Beinen, der andere niedrig mit geschweiften Dachsbeinen, dieser bedürftig einfach, jener mit Schnitzereiarbeit überladen war, durch die Tapeziere, welche ihm zur Hand waren, aufpolstern und mit rothem Plüsch, in welchen große Blumen gepreßt waren, überziehen lassen, so daß es schien, als hätten sie von jeher zu einander gehört. Ueber ein Tischgestelle, welches statt der Füße geschnitzte, bunt lackirte Hundsköpfe hatte, ließ er eine gewöhnliche hölzerne, gefirnißte Tischplatte befestigen und diese Tafel in die Mitte des Saales stellen. In die Fensterhalle kam ein niedriger bequemer Armstuhl zu stehen. Vor der Halle selbst ließ er von leichtem grünwollenen Zeuge einen Vorhang anbringen, welcher in zwei Theilen einfach herunterhing und mit einem Zuge an einer Schnur zurückgezogen werden konnte.

So war Arnold beschäftigt, ein erquickliches Mittelalter in dem alten Hause wieder herzustellen. Er hatte eine Art spanische Wand gefunden, deren Gestelle mit Pergamentblättern überzogen waren. Da jedoch die gothische Schrift, welche früher darauf sich befunden hatte, weggeschabt war und darüber eine ungeschickte

Hand Heiligenbilder gemalt hatte, so glaubte er, darin noch irgend ein literarisches Kleinod aus alter Zeit entdecken zu können.

Indem sich Arnold in diese Rumpelkammer der Vergangenheit vergrub, hatte sich täglich der Zudrang der Fremden in Verona gemehrt. Schon am 4. October hatte der Podesta da Persico zur Feier der ausgezeichneten Gunst, welche der Stadt durch die bevorstehende Haltung des Congresses und die Anwesenheit so vieler hohen Häupter wiederfahren sollte, eine dreitägige Andacht in der Kathedralkirche auf den 9., 10. und 11. October angeordnet. Schon hörte man, daß die Equipagen des Fürsten Hardenberg, dann, daß die päpstlichen Gesandten angekommen wären. Jeder Tag brachte eine neue Kunde und wieder neue Equipagen.

So rückte der 13. October heran, als der Stadtrath Verona's der Bürgerschaft die bevorstehende Ankunft der kaiserlichen Majestäten ankündigte, mit dem Bemerken, daß es sich zieme, jetzt Dankbarkeit und Treue durch Illumination der Fenster zu erkennen zu geben.

Schon waren der Vicomte Chateaubriand, die französischen Gesandten de la Ferronay und Mont-

morency, der Herzog von Wellington und der Staatskanzler eingetroffen.

Auf den Straßen wogte Volk und Militair durcheinander, und zwischendurch rollten die Equipagen der hohen Herrschaften und vornehmen Geschlechter.

Die Paläste Giuliani, Capellari, Principalchi und wie sie alle Namen haben mochten, schmückten sich wieder mit alter Pracht und Herrlichkeit und träumten von der Zeit des Cangrande.

Endlich war auch Verona's Monarch unter dem Jubelzuruf der getreuen Bürger eingezogen und abgestiegen im Palaste Erbisti; ihm folgte einige Stunden später der König von Preußen, begrüßt vom Erzherzog Vicekönig.

Welches Schauspiel entwickelte sich vor den Augen der Lombardei und Europa's, und wie erhöhte sich die Spannung der Gemüther auf den Rathschlag, welchen diese hohe Versammlung fassen würde!

Noch aber stand der Einzug des Kaisers von Rußland, welcher am 16. erwartet wurde, bevor. Alles bereitete sich zu einem feierlichen Empfange.

Stündlich wuchs die Menge der Hohen und Niedern in der gesegneten Stadt, und kaum war Raum zu finden für Andere, welche noch zuströmten.

Aber es waren in Verona nicht nur diejenigen, welche auf Seite der Machthaber standen, öffentlich im Glanze des Tages, sondern auch heimlich Parteigänger und Agenten von Seiten der Völker zugegen, welche die Meinung der hohen Versammlung für ihre Sache zu gewinnen bemüht waren. Zu diesen schien die kleine Gesellschaft einiger jungen Männer zu gehören, welche noch spät in der Nacht auf der Stube des Arztes Antonio zusammensaßen und in tiefes Gespräch über die Hoffnungen oder Befürchtungen von der nächsten Zukunft vertieft waren.

Es waren außer Antonio nur noch Arnold, Jouy aus Paris, Mitarbeiter am Constitutionnel, und der Neugrieche Achilleus anwesend, welcher vom griechischen Senate von dem Waffendienst abgerufen worden war, um nach Deutschland zu eilen, wo er auf mehreren Universitäten früher seine Studien vollendet und viele Verbindungen angeknüpft hatte, welche der griechischen Sache jetzt von Nutzen sein konnten. Auf der Reise nach der Schweiz, zu dem Philhellenen Eynard in Genf, hatte er jedoch Befehl erhalten, sich nach Verona zu verfügen, um dort die Annahme der griechischen Abgesandten, welche Hilfe flehend im Namen Christi an den Congreß der Herrscher der Christen-

heit abgeordnet waren, zu vermitteln, und da, wo die diplomatische Förmlichkeit hinderlich sein könnte, als Unterhändler zu nützen.

Antonio hatte ihn früher in Venedig kennen gelernt, als er von Candia, seiner Heimat kam und nach Deutschland pilgerte, von dessen Philosophen und Dichtern weithin die Rede ging, als wenn durch sie und ihre Werke die alte hellenische Zeit wieder lebendig werden würde.

Achilleus, welcher dem Bunde der Hetäristen angehört hatte und glühend für das Ideal der Freiheit Griechenlands vom türkischen Joche schwärmte, fand sich gar bald mit den deutschen Jünglingen in Berührung, welche damals mit Siegeskränzen in der Erinnerung an die Freiheitskämpfe gegen Napoleon und für die Herstellung des deutschen Reiches glühten.

In Jena hatte er sich mit Arnold enger verbrüdert, welcher nach Verona gekommen war, um im Namen der deutschen Jugend dem Congresse ein Sendschreiben zu überreichen, welches von mächtigem Einflusse auf die Berathungen sein sollte.

Bei Antonio hatte sich auch der Franzose Jouy eingefunden, welcher in Zeitungsartikeln den geschlagenen Hoffnungen der italienischen Carbonari mit

französischen Worten zu Hilfe kam und alle Welt zu überzeugen suchte, daß Frankreich eher der heiligen Allianz den Fehdehandschuh hinwerfen werde, als es die Italiener, Spanier, Portugiesen und Griechen werde wieder unterjochen lassen. Da Jouy an das zu glauben suchte, was er schrieb und sprach, so glaubte auch Antonio daran, obschon er sich immer wieder sagen mußte: Italien ist gestorben und die nachgebornen Kinder verstehen kaum mehr das Testament, welches in den Werken ihrer Dichter und Künstler niedergelegt ist.

Indem Jouy sich die Cigarre anzündete, sprach er, zwar mit Unterbrechungen und kurz aus den Mundwinkeln hervorgestoßenen Rauchwölkchen, aber doch lebhaft und gereizt: „ich begreife Euch nicht, Achill, was Ihr hier in Verona durch Eure Deputation gewinnen wollt; Ihr verkennt durchaus den politischen Standpunkt, welchen diese hohe Versammlung einnimmt! Ist es den Regenten gelungen, in Napoleon die Revolution zu besiegen, so verstand es sich von selbst, daß sie auf den von Richelieu, Mazarin und Louis XIV. zur Herrschaft gebrachten Grundsatz, daß der Fürst der Staat sei, zurückkommen mußten. Siehe da, der Wagen der Revolution ging so lange

bergauf, als die Pferde Kraft hatten; da diese zu Ende war, rollte er wieder hinunter, und wir begreifen leicht, daß wir da wieder festsitzen, wo wir vor der Revolution uns befunden haben."

Antonio schüttelte das Haupt und entgegnete: „wer ist der Hexenmeister, welcher dem Meere verbieten könnte, Woge auf Woge zu rollen? wer zum Frühlinge sagen: verweile! und zum Winter: verschwinde! Wer könnte sich selbst befehlen: deine Lust, die du jetzt empfindest, soll währen, so lange das Herz schlägt? Jede Minnte ist eine andere, und in jeder Minute die Welt eine andere! In ihr ist nichts dauernd, als die ewig in tausenderlei Formen sich verwandelnde Kraft. Fühlt doch jeder Mensch, daß er und seine Umgebungen und Verhältnisse rastlosen Wandlungen unterworfen sind, und daß sein Leben gleich den bunten Flittern, Sternchen und Fädchen im Kaleidoskope, das geschüttelt wird, immer neue Figuren bildet, diese wieder zerstört und wieder andere und andere zusammenschießen läßt; weiß nicht ein Jeder, daß weder er, noch ein anderes Wesen, das mit ihm zugleich gelebt und des Daseins sich gefreut hat, nach einer Spanne Zeit mehr über die Erde wandeln wird? Und wer wollte nicht einsehen, daß ein Reich oder ein Volk

nur aus vielen solchen veränderlichen, vorübergehenden Menschenwesen besteht, und daß, wie in dem vorüberrinnenden Strom nichts bleibt, als die Veränderung!"

„Doch ist es eigen," entgegnete Arnold, „daß weder in alter, noch in neuerer Zeit ein Herrscher oder ein Volk den Wechsel der Dinge in Rechnung gezogen oder nur daran geglaubt hat. Als Perikles die uneingeschränkte Volksherrschaft in Athen heraufbeschwor, mochte er wohl kaum daran denken, daß er die Blüthe, aber auch den Untergang seines Vaterlandes beschleunigte; und als Ludwig XIV. seinen Treffenhut aufsetzen und sagen konnte: Frankreich hat Schatten! mochte er wohl nicht wähnen, daß eine Zeit kommen würde, wo es Frankreich unter dem Federhute zu heiß werden und den Kopf verlieren würde; und die Männer der Revolution hatten wohl keine Ahnung davon, daß ein Buonaparte kommen und sagen könnte: ich bin der Sohn der Revolution und mein Schwert der Erbe der Bourbonen! Und haben die Nationen und ihre Fürsten auch ihn gestürzt, so ist es zu begreifen, wie aus seinem Nachlasse die Fürsten den bourbonischen Gedanken der unbeschränkten Souveränität und die Völker die Revolution erben mußten; weniger ist es zu erklären, warum beide darüber zürnen und sich

wundern, wie sie, welche seit Jahrhunderten so eng verbunden waren, jetzt sich gegenüberstehen können, gerüstet zu dem langen Kampfe mit der weiten Aussicht auf Kerker, Straßenaufläufe, Inquisitionen und heimlich rinnende Blutströme."

„Wie Ferdinand, der König von Spanien, die Verfassung der Cortes vernichtet und die Inquisition wieder eingeführt, zugleich aber auch die Drachenzähne des Bürgerkrieges über die pyrenäische Halbinsel gesäet hat, so wird sich dieser Kampf weiter und weiter und auf Jahrhunderte hinüber wälzen. Unglückliches Hellas, zur unrechten Stunde hast du dich erhoben, das Mißtrauen der Herrscher muß dich wieder zurück in den Abgrund schleudern; denn der türkische Kaiser ist legitimer Souverän und der Grieche ein Empörer!"

Bei diesen Worten flammte Achilleus empor; er war aufgesprungen und rief: „seit wenn ist der Türke eingetreten in die Gemeinschaft christlicher Völker? seit wenn hat er begonnen, die unterworfenen christlichen Völker als Menschen zu achten? seit wenn aufgehört, die christlichen Priester zu verfolgen? unsere Frauen zu schänden, und zu ermorden die Wehrlosen? seit wenn ist der Hirt, der sich des Wolfes zu erwehren sucht, ein Rebell? — Hellas pocht an das Thor der

Christenheit, und sie wird helfen und retten! Wir werden den Weg finden zum Herzen des nordischen Kaisers, des mächtigen Sohnes der griechischen Kirche! Weit über des Menschen Verstand geht der Rathschluß Gottes! — Und wenn uns die ganze Christenheit verlassen sollte, Christus ist mit uns! Noch breitet um unsere Inseln die uralte Freundin der Hellenen, das gewaltige Meer seine Arme und trägt unsere Flotten. Noch ragen empor die Inseln Hydra und Spezia, Zea, Tino, Syra, Mykoni und die übrigen Cykladen und senden aus zum Schrecken der Pforte die von Helden und Waffen strotzenden Schiffe — die hölzernen Bollwerke der griechischen Freiheit seit Miltiades und den Perserkriegen, noch senden die Gebirge ihre Söhne in den Kampf für die Freiheit, die Epiroten, die Pargioten und Sulioten. Ob ihr uns mögt, ob nicht, ihr christlichen Völker, wir nehmen unsere Stühle wieder ein in euren Kreisen!" —

„Ja," entgegnete Jouy, „Gott wird Euch helfen, so weit Ihr Euch selbst helfen könnt! Mein Glaube geht so weit, als meine Kraft ohne Glauben auch reicht, und ich habe noch keinen Gläubigen gekannt, der sich die Börse voll Louisd'ore gebetet hätte, wenn die Gläubiger ihm den Gerichtsboten geschickt."

Achilleus runzelte die Stirn und ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder; Arnold jedoch nahm das Wort und erwiederte: „wohl mag der Mensch im kleinen Privatleben mit dem Compasse seines beschränkten Verstandes sicher genug steuern, wohl mag der Erfolg seiner Unternehmungen nach seiner Ueberlegung und der Art der Ausführung seines Vorhabens sich ergeben; aber im Moment, in welchem er unmittelbar Theil nimmt an der Weltgeschichte, wird er zum Diener des Verhängnisses, dieser über das Menschengeschlecht gestreckten Hand Gottes. Dieses Alles überwältigende Verhängniß offenbaret sich in dem Leben eines jeden großen Mannes, welcher eine geschichtliche Aufgabe zu lösen hat. Wenn ein Volk einer Wendung seiner Verhältnisse bedürftig wurde, war immer schon sein Cäsar oder sein Brutus, das Genie der Herrschaft oder der Freiheit geboren. Diese Menschen sind wie große Naturgesetze, welche aus dem Dunkel hervorbrechen zur Zerstörung und Wiedergestaltung der Dinge als unabweisbare Nothwendigkeiten. So war Napoleon. Weder Gift noch Dolch oder Höllenmaschinen konnten seine Laufbahn aufhalten, selbst die Pest mußte, ruhig weiter würgend, an ihm vorüberschleichen, der mörderische Kugelregen der

Schlacht, welcher um ihn her seine Getreuen niederstreckte, mußte nur an ihm, dem Einzigen, dem Geweihten und Gefeiten, gefahrlos vorüberschauern. Als aber seine Zeit erfüllt war, führte ihn ein Komet in die Steppen Rußlands, begrub die Hunderttausende seiner Heere unter Schnee und Eis, und der Gott der Zeit rollte dem Fliehenden hinterdrein die aufgereizten Nationen, bis er einsam und ohnmächtig seine Laufbahn abschloß auf dem Felsen der Insel St. Helena. Es hat keinen großen Menschen gegeben, der nicht an seine Bestimmung geglaubt hätte. Wie so schon im einzelnen Menschen, so offenbart sich Gott in ganzen Völkern, und so kann jedes Volk auf ihn schauen und trauen zur Stunde der Noth!

Achilleus reichte ihm die Hand wie zum Danke und sprach: „Wie Naturforscher, deren Geist sich vertieft in die Geheimnisse der schaffenden Kräfte, auf die größten und gewaltigsten Entdeckungen durch einen scheinbaren Zufall gebracht wurden, so daß sie an einen Dämon, der für sie heimlich fortgedacht und gearbeitet hätte, zu glauben geneigt waren, so geht es wohl auch zuweilen dem Menschen, welcher mit ganzer Seele sich seinem Volke dahingiebt; — er tritt wie in einen Zauberkreis, wo ihm das Urälteste oft

neu und das Neue zum längst Vergangenen wird. Eine ähnliche Begebenheit erlebte ich vor einigen Jahren auf Ithaka. Mein Oheim sendete mich dorthin in Handelsangelegenheiten, welche mir zugleich Gelegenheit geben sollten, meine Sehnsucht nach diesem Eilande, für das mich Homer in meiner frühesten Jugend schon begeistert hatte, zu befriedigen. Auf eigener Barke, welche zwei Fischer führten, flog ich, zugleich gerudert und vom günstigen Winde, welcher das große lateinische Segel schwellte, dahin getrieben, neben mir den treuen Hund und das Jagdgewehr, auf dem Schooße die Odyssee, über mir den wolkenlosen, blauen Himmel, und unter mir im Wasserspiegel einen neuen Himmel, wie durch den Aether selbst und rief mit Entzücken die rollenden, tönenden Worte Homer's hinaus in das Meer. Da hob sich plötzlich Ithaka aus dem Meere empor. Wir ruderten an der kleinen Insel Nochiri vorüber und liefen in den Hafen von Thiaki ein. Ein heiliger Schauer überrieselte mich, als ich die Stätte betrat, geweiht von den Fußtapfen hellenischer Götter und Dichter. Ohne Aufenthalt pilgerte ich, geleitet von einem Knaben, zu den Ruinen der Hofburg des Odysseus, meines Helden, den ich vor Allen bewundere. An dem Abhange des

Bergrückens, der Vati durchzieht, liegen die cyklopischen Mauern der Burg, von woher der Webestuhl der treuen Penelopeia, der Becherklang vom wüsten Gelag ihrer Freier, und dann der schwirrende, mordende Bogen des heimkehrenden Rächers und die Harfe des Sängers weithinüber über das Meer in meine Knabenträume hineingeklungen hatten. Wen mag es wundern, daß dort an dieser Stelle, welche mit ihren Erinnerungen mich tief in die graue Heldenzeit meines Volkes zurückführte, mir die Noth und die Schmach seiner Gegenwart schmerzlich vor die Seele trat. Dort, wo Odysseus als Bettler vor seiner eigenen Thüre gestanden, während die übermüthigen Freier in seinem Hause schwelgten und über Knechte, Mägde, Vieh und alle Habe nach Willkür verfügten, erschien mir mein ganzes Volk in seiner Gestalt verkörpert, die Zeit tausendjähriger Leiden wie die Irrfahrt des Vielgeprüften, und die türkischen Pascha's, unsere Dränger, wie die übermüthigen, dem Tode geweihten Schwelger im Hause. In diesen Träumen stieg ich weiter hinunter zu dem Grabe Odysseus'. Engländer hatten es vor einigen Jahren erbrochen und darin die goldne Krone des Heldenkönigs gefunden, in Stücke zerbrochen und diese unter sich zum Andenken an diesen

glücklichen Fund vertheilt. Ich schickte den Knaben zurück nach Vati und blieb mit der anbrechenden Nacht allein in dem Grabe, knieend auf der Erde, mit welcher sich vielleicht sein Staub vermischt hatte. Dort betete ich lange, nicht mit Worten, aber mit Gedanken, zu dem Schutzgeiste Griechenlands, zur Pallas Athene in der Gestalt der Panagia, der Madonna, und zu den Manen des Helden, in welchem am mächtigsten unser Nationalcharakter in List und Thatkraft erschienen ist. Während ich so betete, griff ich mit der einen Hand in die lockere Erde, sie an mein Herz zu drücken. Während aber meine Hände sie zusammenpreßte, fühlte und fand ich darin einen Ring, den ich mit süßem Entsetzen an meinen Finger steckte. Ich eilte wie getrieben von unsichtbarer Macht hinunter nach Vati in meine Herberge, zündete schnell die Lampe an, reinigte den Ring von der Kruste, welche den Siegelstein umschloß, und löste wie eine Mandel aus der Schale jenen geschnittenen Stein mit dem Bilde des Delphins. Es war Odysseus' Siegelring. Ich trage ihn hier an meiner linken Hand, mir zum Symbole von der Wiedergeburt meines Vaterlandes!"

Er hielt die linke Hand an die Lampe hin, zugleich ergriffen sie Arnold und Antonio und betrachteten

mit Andacht den Siegelring, mit welchem Achilleus den neuen Freiheitsbrief der Hellenen untersiegeln wollte. Jouy warf nur einen Blick darauf und sprach gleichgiltig: „eine seltene Antiquität! Recht schade, daß Ihr nicht an Ort und Stelle ein gerichtliches Protokoll über den Fund habt aufnehmen lassen, um jeden böswilligen Zweifel niederzuschlagen."

„Der Ring ist mir heilig," versetzte Achilleus, „und das ist mir genug."

Schon längst hatte man auf der Straße vor dem Hause einige Wagen vorüberrollen gehört, jetzt vernahm man die rauschende Marschmusik der östreichischen Regimenter, welche zum Empfange des Kaisers von Rußland ausrückten.

Antonio schlug die dichten Vorhänge vom Fenster zurück und der anbrechende Morgen schien in das Zimmer.

Alle eilten auf den Balkon, um die vorüberziehenden Truppen zu sehen.

Bei dem Wirbel der Trommeln und der rasch einfallenden Musik hob Achilleus das Haupt und schlug die Arme vor der Brust ineinander, als könnte er so das ungeduldige Herz niederdrücken und bändigen.

Als das Regiment wie eine vielgelenkige Riesenmaschine gleichmäßig im Tacte vorüberrückte und so immer auf ein Glied das zweite und dritte und immer wieder ein neues Glied, das Gewehr im Arme, Blicke g'rad aus, Schulter an Schulter folgte, und dann wieder ein anderes Bataillon sich anschloß, daß die verhallende Musik hineinschmetterte in die Musik des folgenden, und dann wieder ein neues Regiment der vorgetragenen, zerfetzten Fahne folgte, seufzte Antonio tief auf, sprach aber kein Wort, nur eine Thräne fiel aus seinen Augen hinunter einem Grenadiere auf die Hand, welche das Gewehr trug.

Jouy hatte sich hinter den Pfeiler zurückgedrückt und schrieb eifrig mit der Bleifeder Notizen zum Berichte an den Constitutionnel nieder.

Als das Militair vorübergezogen war und chaotisch der Strom der Menschen ihm nachwogte, brach auch Antonio mit seiner Gesellschaft auf, um im offenen Wagen dem Zuge zu folgen, welcher sich dem Schauspiele des kaiserlichen Einzuges entgegendrängte.

Capitel 3.

Wer die Süßigkeit des italienischen Himmels in vollen Zügen genießen will, der muß den Monat October jenseits der Alpen verleben, wo der Genius des Landes wie ein junger Dionysos unter den Gehängen von Weintrauben unter Ulmen das Tambourin schlägt, und rings um ihn die tanzenden Winzerinnen mit dunklen, brennenden Augen, scherzen und lachen. Ein eigenes süßes Arom durchwürzt die Luft mit Thymian-, Lavendel- und Myrthenduft, von welchem alle Geschöpfe berauscht zum tiefblauen, klaren Himmel emporjubeln. Auf die warme Nacht folgt der sonnenhelle Tag, welcher mit seiner wonnigen Kühle wie eine lange Frühlingsmorgenstunde über die Erde dahingleitet. Zugleich füllen sich die Märkte der Städte mit den süßesten Früchten und Gemüsen, mit Wildpret und Geflügel aller Art, vom Fasan und Truthahn bis

zu den Schnüren der kleinen in Garnen gefangenen Vögel. So schön war der Monat und der Himmel, und so reich die Tafel, welche den Congreß in Verona erwartete! An diesem Tage, wo der Kaiser von Rußland ankommen sollte, schien es, als wollte die Natur wie eine schöne Lombardin mit allen Reizen, welche ihr zu Gebote stehen, sich zieren, um den schönen Kaiser zu empfangen. Vom Palaste Canossa, dem Absteigequartier Alexanders, bis nach Parona, wohin ihm Alles entgegengeeilt, war die Straße in einer Ausdehnung von vier Meilen in eine Allee von Bajonetten, Lanzen und Degen verwandelt, wozu östreichische und ungarische Infanterie= und Cavallerieregimenter verwendet worden waren. Eine unzählige Menge von Wagen und gedrängte Schaaren des Volkes harrten hinter den Reihen der aufmarschirten Soldaten dem Augenblicke entgegen, wo der Donner der Kanonen seine Ankunft verkündigen würde. Wo Gebäude an die Straße vorgedrängt waren, hatte die Schaulust Thüren und Fenster und die Dächer voll Menschen gedrängt. Selbst die Bäume schienen für Früchte Knaben zu tragen. Alle Ehrenbogen, durch welche Tags vorher schon der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen gefahren, waren heute

doppelt mit leuchtenden Blumenkränzen und Guirlanden und weiß und grün gekleideten Jungfrauen geschmückt, welche Fahnen in östreichischer oder russischer Nationalfarbe trugen und bei der Ankunft der kaiserlichen Herrscher schwenken sollten. Schon früh um 11 Uhr war dem Kaiser Alexander der Kaiser von Oestreich bis nach Parona, und die übrigen Souveräne, Minister und Gesandten bis zur Poststation Sanct Giorgio entgegen gefahren. Bei den ungeheuren Anstalten, welche gemacht worden waren, den liebenswürdigen Herrscher huldigend zu empfangen, glaubte man sich zurückversetzt in die Zeit, wo Napoleon noch der Oberherr Europa's war und sich vor ihm alle Völker und ihre Herrscher beugten. Hier zum ersten Male drängte sich der Welt die Ueberzeugung auf, daß die Weltherrschaft, insoweit diese früher an die römisch-deutsche Kaiserkrone geknüpft gewesen ist, an das russische Kaiserhaus sich übertragen habe.

Unter der Wagenreihe, welche vor St. Giorgio aufgefahren, war auch der Wagen, in welchem Antonio, Achilleus, Arnold und Jouy sich befanden und ihre Blicke auf die Straße nach Parona hin hefteten.

Jouy, welcher die nöthigen Notizen für den Constitutionnel aufgezeichnet hatte, begann sich zu lang-

weilen und meinte: selbst in den Zeitungen, welche geradezu von den Herrschern durch ihre Beamten redigirt würden, ließen sie es sich gefallen, daß man von ihrem Auftreten bei politischen Festen und bei ihren Ein- und Auszügen, wie von einem glänzenden Schauspiele spräche, welches sie dem Volke gegeben hätten; er begriffe daher nicht, warum man, wenn sie zu lange warten ließen, nicht wie bei andern Schauspielen im Parterre pfeifen und pochen dürfe; das Bravorufen wäre ohnedieß gestattet.

Achilleus, welcher die Pferde lenkte, hatte die Zügel Antonio gegeben und sich auf dem Vordersitze in die Höhe gestellt, um die Volksmenge und die Straße weithinaus übersehen zu können.

Da sich gleich hinter dem Wagen die Straße um einen Hügel wand, so schien es, als endigte sie dort bei diesem hohen, schlanken Jünglinge, der in seiner malerischen Nationaltracht wie ein junger Mars, hoch und gewaltig emporgerichtet, den Eindruck machte, als kämen zu ihm heran die Atriden, ihn um seinen Beistand anzuflehen in der Feldschlacht.

Jetzt donnerten die Kanonen von Parona herunter, und ein elektrischer Schlag durchzuckte die Volks-

menge auf drei Miglien hin bis mitten in das Herz von Verona.

Nicht lange darauf wirbelte eine Staubwolke empor, und russische Fürsten sprengten vorüber als Vorreiter des Kaisers; dann erhob sich ein Jubelruf, welcher den Donner der Kanonen und die schmetternden Trompeten und wirbelnden Pauken der Regimenter übertönte. Ein leuchtender Blitz durchzuckte die langen Linien der aufmarschirten Soldaten, welche das Gewehr präsentirten, und im sechsspännigen Prachtwagen rollten heran die beiden Kaiser. Alexander grüßte freundlich nach allen Seiten; als er aber jetzt näher kam bis auf den Punkt, wo Achilleus ihm in die Augen fiel, sprach er zu seinem Nachbar: „Griechenland sorgt dafür, daß wir es nicht vergessen!" So rollte er vorüber; und nun kam die lange Wagenreihe der Könige, Fürsten und Diplomaten Europa's.

Da die Herrschaften in offenen Wagen dem Kaiser entgegengefahren waren, und der Zug nunmehr langsam sich vorüberbewegte, so war ein Jeder zu sehen und zu bewundern; denn Alle waren heute im höchsten Glanze und mit allen Orden und Bändern, welche sie auszeichneten, geschmückt.

Wer den Charakter einer Zeit kennen lernen will, der muß die Gesichter derjenigen studiren, welche in ihr von Bedeutung waren. Man kann aus Portraitsammlungen oft mehr lernen, als alle diplomatischen Urkunden einer Zeit uns lehren können; denn die Schrift, welche das Leben in das Menschenantlitz zeichnet, enthüllt uns die innersten Geheimnisse und Gesetze, welche eine Zeit, der das Memoirengesicht angehört, bewegt haben.

So spricht sich in den Portraits der Männer des dreißigjährigen Krieges der Geist jener Zeit so deutlich aus, daß ganze Partieen der fanatischen, soldatischen Geschichte jener Tage zu individuellen Gestalten mit bestimmten Gesichtszügen zusammenrinnen. Ebenso charakterisirt sich die nachfolgende Bourbonenzeit in den weichlichen, eigenwilligen, verschmitzten Gesichtern ihrer Fürsten, Diplomaten und Feldherrn; so die Schreckensperiode der Revolution in den hageren, aufgeregten, gemüthlosen Gesichtern der Sanscülotten. So wechseln die Zeiten und die Gesichter, es wechseln die Sitten und Meinungen.

Jouy flüsterte Antonio zu: „seht Euch einmal dort meinen Landsmann an! Sieht er nicht aus wie das Genie des Christenthums, wie ein loyaler Engel,

vom heiligen Ludwig herabgesandt zur Erlösung der verdammten Welt von der Revolution? Von der Vorsehung bestimmt zu einer Putzmachermamsell mit Talent zu künstlichen Blumen, muß er sich nähern als Mensch, Christ, Schriftsteller, Minister und bourbonischer Royalist, Dilettant, überall zum Vergnügen der russischen und östreichischen Diplomaten!"

In einem andern Wagen fuhr der Fürst vorüber, welcher seit seinem drei und vierzigsten Jahre bedeckt ist von allen Auszeichnungen und Ehren, welche die europäischen Herrscher gewähren können. Arnold lenkte die Aufmerksamkeit des Franzosen auf ihn mit den Worten: „betrachtet Euch genau diese vornehme Gestalt, welche allen Zauber der Aristokratie in sich vereinigt, und dieses marmorglatte Gesicht, welches alle Falten tief hinein in die Seele verbirgt! Merkt Euch ja dieses hinschweifende Auge und den feinen Mund, um welchen ein süßes Höhnen schwebt! An dieser klaren, klugen Haltung ging Frankreich mit seiner Revolution und seinem Kaiserthum zu Grunde; und dieses Lächeln ist das Kräuseln des Meeres über dem, am versteckten Riffe unter dem Wasser gescheiterten und untergesunkenen Schiffe der Völkerfreiheit. Diese Stirn ist weiß gewaschen und geglättet wie ein

Kiesel unter schwer herabträufelnden Tropfen. Dort zieht er hin, das Todesurtheil Italiens, Spaniens und Griechenlands zu unterzeichnen."

Jetzt kam Wellington vorüber, Jouy faßte ihn in das Auge und meinte: „an diesem Aristokraten habe man doch seine Freude; er gehe gerade aus wie ein Stier auf jede purpurrothe Fahne, habe Bravour und scheue sich nicht, sich auf Pistolen zu duelliren."

„Wie verdrießlich," fuhr Jouy fort, „sieht dort unser alter Freund Nesselrode aus, der doch sonst so munter war!"

Waren doch die alten, schönen Pläne Katharinens auf Griechenland so reif geworden, daß der Graf Capo d'Istria schon den Tag anberaumen mochte, wo Griechenland das türkische Joch abschütteln und in Rußlands Arme sinken würde, und doch wußte der kluge Oestreicher dem Czaren in Troppau so viele Furcht vor Revolutionen beizubringen und dabei der russischen Diplomatie so viel Süßes zu sagen, daß Nesselrode seit dieser Stunde ein süßsaures Gesicht macht.

Fast eine Stunde lang rollte eine Equipage nach der andern vorüber, und wenige waren so glücklich, den Anmerkungen Jouy's zu entgehen; doch wie die

Wagenreihe immer noch nicht enden wollte, warf er Allen seine Bosheit zu in den Worten: „voilà, die europäische Aristokratie auf der Völkerwanderung!“

Einer der letzten Wagen war eine altväterische, schwerfällige Staatskutsche mit rothen Rädern und Gestellen und weißlackirtem Sitzkasten. Auf der Kutschenthüre sah man das vergoldete Wappen, welches einen Löwen mit offenem Rachen und einer Lilie in den Pranken vorstellte; darüber las man die Devise: fortis et fidelis! Die Pferde, welche im Dienste ergraute Rappen waren, lenkte ein Kutscher, welcher ein Baske zu sein schien. Mit dem blauen, großen Mützenteller auf dem Kopfe und der Sammtjacke nahm er sich stattlich genug aus.

In diesem Wagen fuhr der Ritter Malavilla, Abgeordneter der Regentschaft von Seo d'Urgel. Er gehörte seinem Anzuge wie seiner Gesinnung nach ganz der alten, guten Zeit an, wie sie sich in Spanien seit Philipp II. krystallisirt hatte.

Sein Galakleid, in welchem er heute zugleich mit dem Kaiser von Rußland seinen Einzug hielt, war eine Art kurzer weißseidener Leibrock, dessen Aermel in tausend kleine Muscheln und Fältchen gelegt waren, darunter trug er eine goldgestickte Weste, in

welcher er eine goldene Tabatiere mit dem Bildnisse seines Königs in Diamanten stecken hatte; es versteht sich von selbst, daß er kurze anliegende weiße Beinkleider und Strümpfe und Schuhe von gleicher Farbe trug, so daß er, da auch sein Kopf bis zum Haarbeutel hinunter gepudert war, einer Lilie auf dem Felde der Loyalität zu vergleichen war. Seiner Haltung konnte eine steife Grazie und seinem Gesichte ein gewisser Adel nicht abgesprochen werden, welcher jedoch gemindert wurde durch den harten fanatischen Blick seines dunkeln Auges. Auf dem Treffenhute, welchen er vor sich liegen hatte, ruhte seine linke Hand, an welcher er über dem Handschuh einen feinen Solitair trug; mit der Rechten zupfte er zuweilen aus Gewohnheit an seinem Halstuche, welches er wie einen Shawl zusammengelegt nachlässig und doch zierlich geschlungen trug. Neben ihm saß seine Tochter, die schöne Isabella, eine junge, schlanke Dame, welche über das Haupt die schwarzseidene Mantille gezogen hatte, in einem prächtigen Gewande von gelbseidenem Stoffe mit matten, eingewirkten, großen Blumen. Um den zarten Hals trug sie an einer silbernen Schnur ein prächtiges Kreuz von großen Rubinen balais, welches sich auf ihrem Busen wiegte.

Ihr Gesicht kam nur selten zum Vorschein, wenn die Mantille, in welche sie gehüllt war, sich zuweilen verschob', und der große Fächer, mit welchem sie sich Luft zufächelte, ein wenig tiefer sank, so daß ihr dunkelblaues Auge zuweilen erschien und verschwand wie der Farbenglanz eines Schmetterlings, welcher auf einer Blume die Flügel auf und zuschlägt.

Indem sie mit der Spitze ihres zierlichen Füßchens, unter dem Saume ihres Kleides vor, nachlässig mit der Spitze des Galanteriedegens ihres Vaters spielte, sprach sie zu ihrer Duenna, welche ihnen gegenüber saß: „warum aber fahren wir nicht im offenen Wagen, daß wir, wie alle Uebrigen, Etwas sehen könnten? Warum ist denn das Alles da, wenn man es nicht anschauen darf? Wenn man nur wenigstens Luft schöpfen könnte in diesem engen, schwülen Raum!"

Die Duenna erschrak vor der kühnen Rede Isabellens, der Ritter jedoch griff gravitätisch hinter Isabellen hinüber und hielt den herabhängenden Riemen am Fenster zwischen Daumen und Zeigefinger; plötzlich besann er sich wieder, und Ines, die Duenna, faßte etwas höher den Riemen an, und da der Ritter nichts weiter sagte, so ließ sie das Fenster herabrollen.

Ein Stoß frischer Luft drang in den Wagen; Isabella hauchte tief auf und blickte hinaus, und vor ihr stand Achilleus, ruhig, hoch und schön. Ihr Blick verdunkelte sich, als sie an ihm vorüberfuhr; das Blut trat ihr nach dem Herzen, und sie sank in die Wagenecke zurück. „Was ist Dir, meine Tochter?" fragte der Ritter; Isabella aber wußte selbst nicht, was ihr wiederfahren war. Ihr war es, als hätte sie etwas wunderbar Herrliches erlebt, das aber zu schnell an ihr vorübergegangen war, um sich daran deutlich erinnern zu können.

Capitel 4.

Die Straßen Verona's waren öde und leer, als hätte eine furchtbare Pest die Bevölkerung dahingerafft und nur noch einige Wenige zurückgelassen; denn fast Alle waren hinausgezogen vor das Thor auf die Straße nach Parona hin, dem Kaiser Alexander entgegen. Die Hauptstraßen, an welchen die fremden Herrschaften wohnten, waren mit Buchsbaumzweigen und anderm grünen feinblättrigen Laube, die Auftritte und Hausschwellen mit Blumenblättern belegt, welche mit verschiedenen Farben Namenszüge und Sinnbilder darstellten, und die Säulen, die Thüren und Fenster der Paläste mit reichen Blumenguirlanden geziert. Von den Brüstungen der Balkone herunter hingen Teppiche von Sammt oder Seide, welche zu dem Bunten und Heitern noch die Pracht hinzufügten. Ueber die Straße von einem Hause zum an=

dern gegenüber hingen hie und da buntgestreifte Papierballons, in welchen Lampen zur Illumination hingen; an andern Orten sah man diese Ballons mit ihren Lampen erst zum Fenster heraus und auf die Schnur hinübergleiten. Hie und da waren hohe Brettergerüste errichtet, welche Portale zu den Palästen bildeten, buntgemalt und mit Fahnen, Transparents und Büsten der Herrscher geschmückt, welche sich zum Congreß hier versammelten.

Peppino, welcher in einer kleinen Werkstätte Menschen, Affen und Papageien modellirte, und in weißen und buntgemalten Gypsabgüssen zum Verkaufe in den Straßen Verona's herumtragen ließ, brachte jetzt zur schönen Francesca, der Schwester Antonio's, die Büste des Kaisers von Rußland. Er hatte sich ein gutes Modell verschafft, daher war ihm vor allen Potentaten dieser am besten gelungen.

„Schöne Nachbarin!" rief er zur Thüre herein, „ich bringe Euch hier den schönsten Mann von der Welt, — den Kaiser von Rußland, und den reichsten dazu. Per Bacco! Die Münze von Venedig prägt für ihn Tag und Nacht Doppelzechinen, und der Banquier Papadopoli hat für ihn einen Wechsel auf

4 Millionen erhalten; und mir ist er für drei Zwanzigkreuzer feil!"

„Du zehnfacher Judas Ischarioth!" rief lustig Francesca, „da hast Du eine Krone dafür, denn minder ist er nicht werth!"

„Gott segne Eure schöne Hand!" versetzte Peppino und eilte davon.

Francesca, vielbeschäftigt mit Lampen und Blumen, drückte einen Kranz von Herbstrosen und Lorbeer dem Kaiser über den Kopf und stellte die Büste auf die Brustwehr des Balkons.

Kaum war dieses Geschäft vollbracht, als Giovanni, welcher Diener, Koch, Hofmeister, Botengänger und zuweilen Freund des Hauses war, hereinkam und jubelte: „Pater Benedetto meldet, daß die große, vornehme, spanische Herrschaft, für welche er drüben das alte Haus gemiethet, ganz gewiß noch diesen Nachmittag eintreffen werde, und läßt fragen, ob Alles in den Stand gesetzt sei?"

„Laß ihm sagen," entgegnete Francesca, „daß er deshalb seinen Seelenfrieden nicht stören solle; die spanische Herrschaft dürfte leicht in geringern Häusern und Betten geruht haben!"

Mit diesen Worten verschwand das lebendige Mädchen in die Nebenstube, um sich zu schmücken. Nach einer Weile rief sie Anna, ihre alte Dienerin. Francesca weinte vor Ungeduld, denn schon zum zweiten Male war ihr das Band unter dem Knie gesprungen, als sie zur Probe, ob es halte, den Fuß an sich gezogen hatte, daß der elastische Muskel bis in das Gelenk hinaufschlug. Schnell hüllte sie ihre schlanke Gestalt in das rosaseidene Gewand, und stand jetzt mit dem halbgewendeten Rücken vor dem Spiegel, indem sie sich darin beschaute und in die Haarkrone mit einer Diamantnadel sich den langen Schleier steckte und über Kopf und Rücken breit herunterfallen ließ, so daß die reichen dunkeln Locken nur ein wenig verhüllt über den weißen Schultern sich hervordrängten und mit den Ringelzungen herunternaschten, wo der Spitzenbesatz vor der ungestümen Brust zitterte. Wie die Pracht ihrer Gestalt jetzt aus dem Spiegel ihr entgegenflammte, blitzten wildfröhlich ihre schwarzen Augen; schnell drehte sie sich um, warf ihre weißen, leuchtenden Arme in die Höhe, daß die weiten Aermel davon zurückfielen, und rief: „heute werde ich den schönsten Mann in Europa sehen!“

„Wie seid Ihr wieder so wild!" erwiederte Anna, „das ist immer wie siedendes Oel, das überläuft und in den Kohlen aufsprüht und brennt und flammt, bis Alles in Feuer steht. Ich habe Eurer Mutter in ihrer letzten Krankheit vor ihrem Tode versprochen, Euch zu hüten wie das Kind in meinem Augapfel! Nun ich älter bin, wünsche ich, daß sich bald Jemand findet, der unserer schönen Francesca anständig ist und mir mit sorgen hilft. Da zeigt sich eine Gelegenheit nach der andern, Francesca rümpft das Näschen und läßt Einen nach dem Andern vorüberziehen, als wäre ihr Vater, der stolze Rathsherr, Korbmacher gewesen. Francesca, die schönen Jahre gehen auch vorüber, und es kommt die Zeit, wo jede Stunde nur ein klein wenig Stolz und Jugend uns aus dem Gesicht tippt und die gute Laune abnimmt wie eine Kerze auf dem Altare, vor der Viele auf den Knieen gelegen und die Vielen geleuchtet hat, und an die, wenn sie abgebrannt ist, Niemand mehr denkt."

Francesca hatte sich lachend in den Armstuhl geworfen und fuhr in der Art ihrer Anna, welche sie possirlich ihr nachäffte, weiter fort: „Und da ist in der Nähe der Kaufmannssohn im gelben Eidotterfrack und dem kirschblüthenen Höschen, mit dem seidenen

Schnupftüchelchen in der Hand, woran er immer Pfefferdüten dreht und mir den Ring an den Finger lächeln will! Er versuch's," rief Francesca mit ihrer natürlichen Stimme, „hier ist meine Hand, wenn er sich nicht fürchtet vor ihren Bewegungen." Nun fuhr sie weiter fort mit der nachgemachten Stimme der Alten: „Da ist der Nobile Grimaldi aus Venedig, von uraltem Adel und sehr verliebt!" Bei diesen Worten streckte Francesca die beiden Zeigefinger aus und ließ wie in einem Puppenspiele sie zu einander reden, so daß der linke eine steife Verbeugung machte und hochtrabend redete: „Signora padrona! Venedig ist die Königin des adriatischen Meeres und war einst sehr berühmt und mächtig; dort gab es viele Patricier, welche mehr galten als Kaiser und Könige, und ich bin der Enkel meines Großvaters!" Jetzt begann Francesca mit dem rechten Zeigefinger zu wackeln, den sie entgegnen ließ: „„Signore padrone! Warum seid Ihr denn nicht lieber der Vater Eures Urgroßvaters?"" „Signora, Eure Frage ist schwer zu beantworten!" „„So geht denn heim und fragt Euren östreichischen Polizeidirector und bringt mir Antwort! Ade!"" — Nun kommt der Professor aus Padua! Gelehrt und dick und mit der langen

Nase, welche immer in den Antiquitäten und Gräbern der alten Römer herumschnobert und eine Rarität nach der andern entdeckt zum Ruhme Italiens, — ein Scarabäus, der mir zuweilen vor den Füßen herumkriecht, daß ich mich jeden Augenblick hüten muß, ihm nicht auf den Rüssel zu treten. Hinweg mit allen diesen Männern! — Und ihnen sind alle gleich, welche ich kenne! Wenn ich in den Geschichten unserer Vorfahren lese, und sehe diese Nachkommenschaft, welche sich ihrer Schande und Knechtschaft freuen mag, so schaudert mich vor diesem Gesindel. Ich kann nicht sagen, daß ich diese Männer verachte, aber ich mißachte sie. Zeige mir einen Mann, der auf der Stirn den Stempel des Herrschers trägt, wozu jeder geboren sein soll, zeige mir den Mann, der nie unter dem Joche der Gemeinheit den Nacken gebeugt hat, zeige mir Cäsar oder Brutus, und ich will so rücksichtslos Seele und Leib ihm opfern, und müßte ich wie Semele in Jupiters glühenden Armen in Asche zerstäuben! — Heilige Maria, bitte für uns! —

Anna weinte und schluchzte bei diesen Worten, streichelte Francesca begütigend und sagte: „armes Vögelchen, Du verschmähst die Federchen und Fäd-

chen, um daraus ein Nest zu bauen, und trägst brennende Kohlen hinein, und, wie Du sagst, so wird es kommen mit dem Feuer und der Asche! Ich habe mich nun lange genug in der Welt umgesehen und manchmal die Augen offen gehabt und habe mir Vieles zurecht gelegt und gesehen; und habe denn immer gemerkt, daß die glücklich wurden, welche hübsch ordentlich sich in die Welt hinein schickten, ruhig einen Tag zu dem andern legten, immer das Nächste zum Nächsten fügten, bis ihr Haus fertig war. Da sah ich verarmte Adlige, die den ganzen Tag herumgingen und nicht müde wurden, davon zu reden, daß Einer ihrer Vorfahren Cardinal, ein Anderer Herzog von Genua, und wieder ein Dritter groß am Hofe des Kaisers gewesen, und konnten nicht darüber hinauskommen, daß Alles anders geworden sei; — ich habe dieselben um kleine Darlehne, welche sie nie wieder bezahlten, betteln gesehen, und sehr verachtet bei allen Krämern, Kaffee- und Speisewirthen und allen Handwerkern. Doch auch Andere habe ich bemerkt, welche dachten: alte Zeit und Adel hin und her! — und anfingen, etwas zu lernen, womit sie sich redlich nähren konnten und etwas dann arbeiteten und dabei zu Geld und Ansehen und gutem Hausstande kamen

So habe ich denn auch erlebt, daß die von unsern Landsleuten, welche über die alte Herrlichkeit Italiens nicht hinauskommen konnten, auch daran zu Grunde gegangen sind, und wieder Viele, die das Heute in das Morgen hinüberarbeiteten und glücklich wurden.

Francesca's schönes Angesicht war bei dieser Rede vor innerer Heftigkeit erbleicht, denn mit Gewalt drängte sich das Blut nach dem Herzen, indem sie sich zu beherrschen suchte und ruhig entgegnete: „So mag es wohl in der Welt bestellt sein; das Gewöhnliche mag Recht behalten! Wohl mag die freie Gemse stündlich und täglich vom Tode bedroht sein, — aber wenn sie ihr Schicksal erfüllt, so fällt sie doch als ein edles Thier, und nicht gemein wie das Schaf, welches dem Hirten seine Wolle und Milch, seine Lämmer und zuletzt Fell und Blut und Fleisch lassen muß. Armes Schaf, Italien, vergönne mir die gefährliche Freiheit einer Gemse, und den Muth, mich vom Felsen in den Abgrund zu stürzen zu guter letzt, wenn das Verderben hinter mir herrauscht!"

In diesem Augenblicke donnerten die Kanonen von Parona herunter; Franzeska sprang auf und eilte auf den Balkon. Ein dumpfes Brausen scholl aus der Ferne heran, welches sich immer mehr steigerte

bis zum Tosen. Dazwischen durch hörte man wieder Kanonendonner; zugleich erschienen an den Fenstern und unter den Thüren Greise, Frauen und Kinder, und wer sonst noch in der Stadt zurückgeblieben war. Jetzt war es eine kleine Weile still, dann erhob sich wieder das dumpfe Tosen und zwischendurch donnerten von Neuem Kanonensalven. Jetzt quollen schon aus den Nebenstraßen und Gassen dichtgedrängte Volksmassen, zurückgehalten von den Cavaleristen, welche hier mit blanken Klingen und drängenden Pferden die Straße frei erhielten. Jetzt wälzte sich ein Ruf vom Thure herein die Straße entlang: sie kommen! sie kommen! — und nun war Alles wieder still, bis ein vieltausendstimmiger Ruf: Kaiser Alexander! und: Kaiser Franz! hoch! — die Luft erschütterte, Hüte und Mützen in die Höhe wirbelten, und aus den Fenstern Tücher flatterten, und zugleich die beiden Kaiser im offenen Wagen mit dem Sechsgespann heranrollten, ihnen hinterdrein die endlose Wagenreihe. Welcher Augenblick, wo die zwei größten Herrscher des Continents, der kaiserliche Greis mit dem kaiserlichen Jünglingsmann unter dem Jubel dichtgedrängter Volksschaaren hier einzogen, um über Europa Gericht zu halten! — Francesca hatte sich

mitrufend weit über den Balkon vorgebeugt, als das Sechsgespann sich näherte, und sie die hohe edle Gestalt und das freundliche Antlitz des schönen Kaisers erblickte, welcher freundlich seine lachenden, blauen Augen zu Francesca emporhob. In diesem Augenblicke hatte sie von seiner Büste den Lorbeerkranz genommen und hineingeworfen in den vorüberrollenden Wagen. Als sie sah, daß Kaiser Alexander den Kranz aufhob und noch einmal dankend zurückblickte, drückte sie ihre beiden Hände vor ihr brennendes Gesicht und das schöne Bild des Kaisers tief in ihre Seele.

Zweites Buch.

Capitel 1.

Der Ritter Malavilla hatte mit seiner Tochter und Dienerschaft die Wohnung bezogen, welche Antonio mit so großem Eifer im alten Gebäude für ihn hatte einrichten lassen. Mit ihm war der Pater Santello angekommen, welcher den Auftrag erhalten hatte, als Secretair des Ritters die Correspondenz mit der Regierung von Seo d'Urgel zu führen. Er hatte sich zugleich mit dem Ritter einquartiert und ließ sich jetzt von Antonio in der Wohnung, welche ihm zuzusagen schien, herumführen und sich in ihr mit den Räumlichkeiten bekannt machen. So gelangten sie auch in das Erdgeschoß. Gleich bei der ersten Stufe der emporlaufenden Wendeltreppe, wenn man von Oben herunterkam, rechter Hand, befand sich eine Thüre, über welche oben ein rothes Kreuz gemalt war.

Da sie nur angelehnt war, so stieß sie Santello zurück und fragte, welches Heiligthum da drin sei!

„Es ist eine gewölbte Halle," versetzte Antonio, „welche in alten Zeiten eine Hauscapelle gewesen ist, im Winter aber zur Aufbewahrung von allerlei Früchten benutzt wird."

Santello beugte die Kniee, bekreuzte sich und sagte dann zu Antonio: „die Stelle, wo Gott im Sacrament einmal Leib geworden, ist heilig für immer. Vergönnt mir, daß ich diese Capelle zu seinem Dienste wieder einweihe."

„Macht davon Gebrauch," versetzte Antonio, „wie es Euch beliebt!"

Sie waren in die Halle hineingetreten. „Diese Pforte hier geht in den anstoßenden Hof," fuhr Antonio fort, „in welchem Ihr in der Wasserkühle des Springbrunnens Euch ergehen könnt, so oft Ihr Lust habt."

Mit diesen Worten schob er den Riegel an der Pforte zurück, drückte das Schloß auf und stieß die beiden Thürflügel auseinander, daß plötzlich die helle Tagesgluth in das verödete Heiligthum hereindrang.

Der mit Marmorplatten abgeschlossene Hofraum, in dessen Mitte die Fontaine zwischen Sonnenblumen

und Georginen, wie ein krystallener Baum empor=sprühte, erschien wie eine heitere Vorhalle, welche das menschliche Gemüth zu träumerischer Andacht in die dunklen Räume der Capelle einladen mochte.

Antonio und Santello setzten sich auf die steinernen Stufen, welche zu der Capelle führten und beriethen sich, wie sie am schnellsten wieder herzustellen sein möchte, damit der Ritter so bald als möglich seine Hausandacht darin halten könnte.

„Ihr habt mir erzählt," sagte endlich Santello, indem er die Kapuze über seinen tonsurkahlen Kopf zog, „daß dieses alte, herrliche Gebäude, welches wir nun bewohnen, vor unserer Ankunft, seit einer langen Reihe von Jahren, verlassen und öde gestanden, und daß Ihr jetzt nicht begreifen könntet, wie Euch früher die Augen vor diesem phantasiereichen Bauwerke, welches zugleich wieder so wohnlich ist, hätten ver=schlossen sein können! und wie Ihr früher diese Ab=wechselung in der Größe und Form der Fenster und Thüren, die Mannigfaltigkeit der Verzierungen, und die scheinbaren Willkürlichkeiten in Vertheilung der Räume so geschmacklos hättet finden können, so daß Euch erst jetzt plötzlich der Sinn davon, wie von einem alten, schönen Gedichte, aufgegangen sei. Gerade

so wie es Euch mit diesem alten Gebäude gegangen ist, so wird unserer Zeit plötzlich wieder die Glorie der Kirche und des Throns in aller ihrer Herrlichkeit offenbar werden, daß sie vor dem Glanze erblinden wird wie Saulus, als ihm der Herr erschien und zu ihm sprach: warum verfolgst du mich?" —

„Wohl denn!" versetzte Antonio, „wie ohne Zwang, sondern von selbst der Geist der alten Baukunst an diesem Hause mir klar wurde, und wie der Herr nicht mit irdischen Waffen, sondern durch die Herrlichkeit seiner Erscheinung und die Milde seiner Worte Saul bekehrt hat, eben so sollte die heilige Kirche mit den geistigen Waffen der Wahrheit, nicht aber mit Bajonetten und Feuerbränden gegen Ketzer und Demagogen zu Felde ziehen!"

Santello lächelte erst über diese Worte mit einem spöttischen Zuge um den Mund, dann wurde er ernst und antwortete mit gehaltener Stimme: „Euren Irrthum, lieber Freund, habe ich getheilt während der schönsten Zeit meines Lebens, wo ich noch als Einsiedler auf dem heiligen Berg Montserrat meine Tage im Gebete dahinlebte. Welche Erinnerungen wachen in mir auf! Meine Vaterstadt ist Tarragona, hoch auf dem Felsen, die Königin der reichen, blühenden

Ebenen und Gefilde bis zum Fuße des Montserrat, die Beherrscherin des Meeres, das von Osten her ihr seinen Tribut bringt, Tarragona, Freundin des Scipio, des Afrikaners, Cäsars Julia Victrix, Roms und seiner Kaiser geliebteste Stadt!"

„Doch, verzeiht mir," unterbrach sich Santello, „daß ich vom Strom meiner Gefühle dahingetrieben werde an die Küsten meiner Vaterstadt!"

„Wollt Ihr mir so viel Vertrauen schenken," erwiederte Antonio, „daß Ihr mir von Eurer Heimat und Euren Schicksalen erzählen wollt, so seid versichert, daß ich es zu ehren verstehen werde."

„Meine Eltern," fuhr Santello fort, „sind mir unbekannt geblieben; ich wurde im Franziskanerkloster unweit der Bastion des Rosenkranzes und des neuen Thores des heiligen Franziskus erzogen, ohne daß ich je etwas von ihnen gehört und gesehen habe. Der Abt des Klosters wich meinen Fragen um sie aus, obschon er von ihnen das Nähere wissen mochte. Ich war ein Kind, dessen Dasein vor der Welt verborgen bleiben sollte, so viel ist gewiß. Einstmals besuchte mich ein alter Herr, welcher mit dem Abte zu mir kam und mich unter Thränen herzte und küßte. Im Laufe des Gespräches hatte ihn der Abt einmal

Uguanna genannt, das ist Alles, was ich über ihn erfahren habe. Da er nie wiederkam, so vergaß ich ihn allmälig wieder, und erst jetzt fällt mir der Name: Uguanna! wieder ein. Vielleicht hätte dieser Name mir Gelegenheit gegeben, auf die Spur meiner Eltern zu kommen."

„Als ich schon die priesterliche Weihe erhalten hatte, wuchs meine Sehnsucht nach der Einsamkeit des fernen Berges so sehr, daß ich vom Erzbischof mir Dispensation verschaffte, und so endlich mich auf den Weg dahin begab."

„Unter vielen Gebeten gelangte ich bei seinem Fuße an. Die Gebete stiegen mit mir empor, die Kümmernisse blieben zurück an der Schwelle, hinweggebannt vor dem heiligen Odem des Berges. Da gerade zu jener Zeit die Einsiedelei St. Jago erledigt war, so wurde sie mir auf die Verwendung meines Priors eingeräumt. Ich stieg bei dem grauenden Morgen die steile Escala des Berges hinan, geführt von einem der Väter aus dem Kloster. Um uns her ragten empor die ungeheuren, nackten Felsenkegel, wie Riesenfinger zum Himmel deutend, während die Natur um uns in Abgründe sich hinunterstürzte, um den Menschen mit Gott allein zu lassen in der Einöde der

starrenden Klippen und der ziehenden Wolken. Wir stiegen durch Klippen und Wolken hinauf in die klare Luft des Himmels und unter uns ruhte die Erde im Schleier des unter sich wirbelnden Nebels. Endlich kamen wir bis zu den vier höchsten Felsenpyramiden, von welchen die höchste an steiler, senkrechter Wand die Hütte trägt, welche ich bewohnen sollte. Tief unten in unermeßlicher Tiefe lag das Kloster, rings-umher die Felseneinöde, und weithin ausgebreitet die unermeßliche Aussicht auf die unbegrenzte Ferne, wo das Auge die großen, volkreichen Städte wie eine zerstreute Lämmerheerde auf dem Felde, die Ströme wie glitzernde Thautröpfchen im Grase, das Meer wie einen kaum sichtbaren Silberfaden am Horizonte und die Gebirge wie Wolkenketten erblickt. Dort fällt die Welt mit allen ihren Leiden und Freuden wie ein Mantel von der Schulter des Einsamen, und das Herz schwingt sich wie eine todesfreudige Hymne zum Throne Gottes."

„Zwischen zwei Felsenwänden schräg vor bis an die Sonne zog sich der Garten, von welchem ich mich mit dem Spaten in der Hand nähren sollte. Die köstlichsten Feigen- und Aepfelbäume waren dort seit Jahren gediehen und nie müde geworden, für das

bischen Erde, welches ihnen der Mensch gegönnt hatte, ihm dankbar die süßeste Fülle von Früchten in den Schooß zu schütten. Gar bald hatte ich mich daran gewöhnt, Alles, was ich bedurfte, meiner eigenen Hand zu verdanken. Jedes Kraut, was ich gepflanzt, jeder Keim, der aus dem Kerne sich hervordrängte, jede Blumenstaude, welche ich bis zur Blüthe gepflegt hatte, erfüllte meine Seele mit süßem Entzücken. So ging Jahre lang mein Leben hin mit Gebet und Arbeit. Jeder Tag brachte mir eine neue Freude, denn ich lebte im Odem Gottes, der mich auf allen meinen Tritten anwehte. Es war mir, als hätte sich das Paradies, als es von der übrigen Erde verschwand, auf diese Bergeshöhen zurückgezogen. Selbst die Thierlein, welche seit dem Sündenfalle die Menschen scheuen, waren wie freundliche, kleine Geister um ihn herum. Die Vögel, welche um meine Einsiedelei herum die Nester hatten, besuchten mich harmlos in meiner Stube, wenn ich betete, und halfen mir mit zu meinem Schöpfer singen, sie waren um mich, wenn ich arbeitete, und eins oder das andere setzte sich wohl gar auf meine Hutkrempe und sah neugierig zu, wie ich grub und pflanzte. Dieses Alles ist nun vorüber, um nie wiederzukehren. Keine grüne Stelle

sollte von der alten glückseligen Zeit mir übrig bleiben.“

„Ihr seht mich an, Don Antonio, mit zweifelnden Mienen? Gott wird entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist. Ich kenne die Anklagen, welche in den Cortesversammlungen erhoben worden sind, sie mögen jeden, der nicht zu Hause ist in meinem Vaterlande und seiner Geschichte, verwirren, aber der gerechte Richter wird die Wahrheit von der Lüge unterscheiden.“

„Unsere Demagogen wollen die Freiheit erjagen, und verjagen sie aus ihren uralten Asylen. Wollt Ihr freie, edle Männer sehen, so lernt unsere spanischen Bauern kennen. So selbstständig, stolz und kühn habe ich anderwärts nicht Fürsten und Grafen getroffen. Ich habe lange Zeit bei den verschiedensten Gelegenheiten unter ihnen zugebracht, und mir ist kein Fall bekannt, wo ein spanischer Bauer den Anstand und die männliche Höflichkeit verletzt hätte. In den unruhigsten Zeiten dürft Ihr Euch dem angeborenen und allgemeinen Ehrgefühl der Spanier vertrauen; keiner würde um alle Schätze des Morgenlandes das Gastrecht verletzen.“

„Was ist Freiheit anders, als das Freisein von dem, was die Menschenwürde entadelt? Diese Freiheit

das stolze Eigenthum meines Volkes, wurzelt in der Religion; sie ist eine Freiheit, gepflegt aus der grauen Vorzeit herüber in unsere Tage von Priestern und Königen: Wir nennen sie die Ehre!" —

„Als der Revolutionskaiser Napoleon diese Ehre angetastet, wusch der Spanier sich rein im Blute der Franzosen."

„Unter den Mönchen des Klosters war kein einziger, welcher nicht mit Wundennarben aus Schlachten und Gefechten in jener Zeit geschmückt gewesen wäre; denn sie hatten die Guerillas der catalonischen Bauern zum Kampfe für Gott und König geführt, und ihre Namen als Vaterlandsretter mit Blut eingeschrieben auf die Blätter der Geschichte."

„Ich kenne," versetzte Antonio, „die Heldenthaten der Spanier zu jener Zeit, und meine Bewunderung für den spanischen Nationalcharakter ist unwandelbar, doch kann ich nicht begreifen, wie die Rathgeber des Königs ihn verleiten mochten, bei seiner Rückkehr aus den französischen Fesseln, mit Bajonetten die Urkunde der Freiheit von 1812 zu vernichten und die Cortes, welche seinen Thron gerettet hatten, einzukerkern oder zu verbannen!"

Santello war bei diesen Worten düster geworden, doch sprach er mit mühsamer Fassung weiter: „möchtet Ihr nicht zugleich erfahren, welchen Lohn die Mönche des Klosters auf dem Montserrat für ihre Kämpfe und Siege erhielten?“

„An einem Morgen ließ mich der Abt bitten, hinunterzukommen, denn viele Brüder müßten uns verlassen. Ich stieg hinunter und trat in die Klosterkirche. Die Mönche und Einsiedler waren dort versammelt. Der Abt, jener edle Greis, dessen schwermuthsvolles Antlitz ich nie vergessen werde, stand auf dem Altare und verkündete: daß die Cortesversammlung das Kloster aller seiner Einkünfte beraubt, und jeder seiner Brüder die Erlaubniß hätte, dahin zu gehen, wohin er wolle. Und die meisten gingen hinweg und stiegen hinunter zu dem Volk und riefen es zu den Waffen.“

„Eine dumpfe Schwüle schien auf das Land hinabzufallen.“

„Nun saß ich tagelang oben und schaute hinaus auf das weite Land und betete für seinen Frieden, den ich selbst nicht mehr finden konnte. Der schöne Monat April war gekommen und hatte meine Bäume mit Blüthen und summenden Bienen überschüttet,

jeder Grashalm, jedes Blümchen und jegliche Creatur freute sich des Daseins, nur in meiner Brust war es drückendschwer und dunkel vor dem heranziehenden Gewitter der nächsten Zeit. Da kam eines Morgens Xaver, einer der drei übriggebliebenen Mönche, aus dem Kloster zu mir herauf. Ich freute mich, ihn wieder zu sehen, obwohl sein Angesicht todtenbleich geworden war. Als ich ihn fragte, wie es ihm ginge? meinte er: wie einem Geknebelten!"

„Er ging mit mir vor zur Stelle, wo man ganz deutlich unten die Stadt Cervera liegen sieht. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß die Unsern ihr Hauptquartier dort aufgeschlagen, die Heerstraße, die von Barcelona nach Madrid führt, besetzt und alle Verbindung zwischen beiden Städten in ihrer Gewalt hätten. Seht dort, rief Xaver, aus der Morgendämmerung heraus wickelt sich die Anhöhe, welche Cervera beherrscht, dort hat sich der Trappist verschanzt. Seht dort weiter links die Sturmhaufen des Gouverneurs von Lerida; Gott strecke sie nieder in seinem Zorn! — Jetzt sahen wir von der Anhöhe Blitzstrahlen vorzücken und ein Gewühl in den Reihen des Gouverneurs; jetzt nachhallend ein Donnern. Das sind Kanonen! jauchzte der alte Guerillaführer Xaver,

das sind Kanonen der Unsern! Wir beide sanken jetzt nieder auf die Kniee, um Verderben herabzuflehen auf die Feinde des Altars und des Thrones; doch unsere Gedanken waren nicht bei dem Gebete, es ward nicht erhört."

„Vierzehn Stunden lang dauerte der Kampf vom Morgen bis zum Abend, da waren die Unsern geschlagen und zurückgeworfen in die Stadt. Diese stand angezündet an allen Ecken und mit Bajonetten stürmten die Soldaten; aber die Bürger, voran die Mönche mit dem Crucifix, standen mitten im Brande und Gemetzel. Von den Straßen verdrängt, standen sie auf den Dächern und warfen herab auf die Asturier Ziegel, Balken und Steine. Ein Schutt- und Leichenhaufen blieb übrig, darunter lagen hundert und funfzig Priester und Mönche begraben. So stirbt ein Spanier für seinen Glauben."

„Aber als der Himmel geröthet war von den Flammen der schönen Cervera, faßte mich plötzlich Xaver bei der Hand, schleuderte mich weit hinunter, daß ich beinahe den Abhang hinuntergestürzt wäre in die grauenvolle Tiefe und rief: ein ehrloser Schuft, der jetzt Altar und König verläßt! — Dann sprang er mir wieder nach und rief: schwöre

Rache! Ich schwur! — Und nun, sprach er, komm, komm! Ich folgte ihm durch die dämmernde Nacht immer tiefer hinunter, und doch war es mir als wenn mich jeder Strauch mit tausend zarten Fingern zurückhalten wollte, und jeder Stein des Felsens, den ich betrat, meine Füße festbannen, und doch riß es mich allgewaltig vorwärts wie einen Dürstenden zur rieselnden Quelle. Hier und da setzten wir uns in der Nacht, und er erzählte mir von Riego und seinen Soldaten, von dem bedrängten König, von den Cortes, und wie sie dem Altar, dem Könige, dem Adel und allen Vorrechten einzelner Provinzen den Krieg erklärt, und wie sie alles Große und Herrliche in den Staub darnieder treten wollten im Wahnsinn der Revolution. Alles erfuhr ich von ihm, und wie durch die Provinzen die alten spanischen Herzen sich zusammen fänden, und die Waffen ergriffen zur Vertheidigung der Ehre Gottes. Und ich und Xaver beteten und fluchten durcheinander. Am Morgen langten wir im Thale an. Ich habe seitdem den heiligen Berg nie wieder bestiegen, und weit hinter mir liegt die grüne Bergeinsamkeit mit ihrem Frieden auf der Höhe.

Capitel 2.

Es geschieht wohl, daß bei fröhlichem Festgelage einer der Gäste heimlich unter dem Tafeltuch ein Geldstück von einer Hand zur andern wandern läßt, während ein anderer rathen soll, in welcher Hand sich der wandernde Gegenstand befinde? Man bemerkt unter der Decke eine fortwährende Regsamkeit und auf den Gesichtern eine lustige Spannung, ohne daß ein Zuschauer vor der Thüre dahinter kommen würde, was hier vorgeht. Eine ähnliche verhüllte Thätigkeit begann jetzt in Verona auf den verschiedenen, diplomatischen Bureau's. Bei einem dieser Bureau's hatte der junge Graf Joseph von Frankenstein, welcher sich früher schon länger in Verona in unbekannten Aufträgen aufgehalten hatte, thätigen Einfluß.

Gebildet und verschlagen zugleich, wurde er zu verschiedenen Geschäften gebraucht und er hatte dabei

immer dem Vertrauen entsprochen, welches man in ihn gesetzt hatte.

Er gehörte zu den Menschen, welche die wildesten, verzehrendsten Leidenschaften im Busen mit der kühlsten Besonnenheit vereinigen können, indem sie mit dem Teufel ihres Blutes einen Vertrag gemacht zu haben scheinen, in welchem sie ihm zwar ihre Seele verschrieben, jedoch dabei die Bedingung gemacht haben, daß er nie die Etiquette verletze und die Stellung zur Welt gefährde.

Graf Joseph hatte zwei Jahre vorher in Verona die Schwester Antonio's in Gesellschaft kennen gelernt.

Sie hatte auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, auch anfangs seine Huldigungen angenommen, dann aber sie so spröde und rücksichtslos zurückgewiesen, daß er Mühe hatte, nicht in die Rolle eines zurückgesetzten, sentimentalen Liebhabers zu verfallen.

Er blätterte jetzt in seinem Portefeuille, in welchem er seine früheren Veroneser Erinnerungen aufbewahrt hatte, herum und suchte alle Verhältnisse, an welche sie geknüpft waren, sich wieder vor die Seele zu führen, um sie für seine jetzige Stellung, welche er hier wieder einnahm, nützlich zu machen.

Bei diesem Geschäfte fielen ihm auch die Abschriften kleiner französischer Gedichte, welche er in hoffnungsreichen Stunden gedichtet und, auf feines rosafarbenes Papier geschrieben, an Francesca gesendet hatte, wieder in die Hände.

Dazwischen befanden sich die Concepte zu den Billeten, welche er an sie geschrieben hatte, nach der Reihenfolge sauber geordnet.

Während er jede Zeile las, schienen die verschiedenartigsten Empfindungen in seiner Seele wieder anzuklingen.

Zuweilen war sein Gesicht so regungslos, als wäre es aus Wachs poussirt, selbst die Augen schienen eine gläserne Lüge, da die Augäpfel darin sich kaum bewegten; dann aber zogen sich doch wieder kleine, leichte, lächelnde Schlängelchen um die feinen Mundwinkel.

In dem letzten Billete, welches er an sie geschrieben hatte, wollte er sie beschwören, ihm über die Ursache der Veränderung in ihrem Benehmen zu ihm, gnädig, wie eine lichte, schöne Sonne, Licht zu geben, damit er sich rechtfertigen oder um Vergebung bitten könne, wenn er irgendwie ihre Abneigung durch eigene Schuld sich zugezogen habe.

Francesca hatte dieses Billet zwar gelesen, jedoch unter seiner Adresse ihm wieder zurückgesendet.

Als Graf Joseph es damals wieder erbrach, fand er mit Bleistift darunter geschrieben: spione! —

Bei diesem einzigen Worte war die Correspondenz beendigt.

Als ihm jetzt dieses fast verblichene Wörtchen in die Augen fiel, war es ihm, als führe ein glühendes Eisen in seine Seele und drücke es ihm dort zischend und unauslöschbar für alle Ewigkeit ein.

Seine Finger schnappten krampfhaft zusammen, sein Kinn zuckte in die Höhe, und zwischen seinen Zähnen murmelte er ein unverständliches Wort; — dann faßte er diese Papiere zusammen, nahm das brennende Wachslicht und ging zum Kamin, um sie zu verbrennen, aber bald stellte er das Licht wieder auf den Tisch und legte die Papiere in das Portefeuille.

Jetzt trat vom Bedienten angemeldet Bartolo herein, welcher sich auf seinen Visitenkarten Chevalier de Venta betitelte und behauptete, daß ihn Napoleon bei der Schlacht von Waterloo dazu ernannt habe, weil er erst dort seine ausgezeichneten Dienste in einem Reitergefechte bei Venta, von dem sonst Niemand

etwas in den Zeitungen vernommen hat, erfahren haben sollte. Es war ein hoher, schöner Greis mit schneeweißem, kurzgeschnittenen Hauptharr, von welchem seine kohlschwarzen Augenbrauen seltsam abstachen. Er war einfach und sauber gekleidet und trug im Knopfloche das Kreuz der Ehrenlegion. Seine Erscheinung war einnehmend und ehrwürdig zugleich. Mit einer eleganten Verbeugung näherte er sich dem Grafen mit den Worten: „Excellenz hat mir erlaubt, meine unterthänige Aufwartung machen zu dürfen?“

„Lassen Sie sich nieder, Chevalier! ich hoffe, auf die Dauer des Congresses von Ihrer Beobachtungsgabe wieder Gebrauch machen zu können! Sind Sie im Stande, Ihr Corps sogleich wieder organisiren zu können?“

„Ich habe,“ versetzte der Chevalier, „im Voraus auf Ihre Genehmigung hin in allen Ständen der Gesellschaft kluge Augen und Ohren gewonnen; doch versteht es sich von selbst, daß ich desto umfassendere Berichte abstatten kann, je mehr mir Mittel zur Verfügung gestellt werden können.“

„Sparen Sie kein Geld!“ entgegnete der Graf, indem er aus seinem Pulte einige Rollen Ducaten nahm und sie in die Hand des Chevaliers sinken ließ,

„denn ich muß täglich eine ganz genaue Uebersicht über das, was hier in Verona vorgeht, haben können! Womit haben Sie sich während meiner Abwesenheit die Zeit vertrieben?“

„Ich habe mich auf das Magnetisiren gelegt, um zu entdecken, ob nicht die Clairvoyance für die Politik nützlich gemacht werden könne. Ich habe dabei die wunderbarsten Erfahrungen gemacht. Recht sehr bedaure ich, daß der Congreß nicht im vorigen Sommer stattgefunden hat. Unter meinen Clairvoyanten hatte ich damals ein Frauenzimmer, welches von Natur blind war, jedoch im Hochschlafe Alles sah, was meilenweit in der Runde vorging. Ihre Seele war ein verklärter Polizeidiener geworden. Legte man irgend etwas, das Jemand an sich gehabt hatte, meiner Clairvoyanten auf die Herzgrube, so sah sie die ganze Person, mit welcher sie auf diese Weise in Rapport kam, vor sich und wußte genau anzugeben, was diese dachte, sprach oder sonst vernahm. Ihre Seele zuckte wie ein Elf über Land und Meer, durch Fenster- und Thürritzen zu der Person, welche man auskundschaften wollte.“

„Leider bin ich Schuld an ihrem Tode; ich hatte sie einst nach Neapel zu einem Professor der Physik

geschickt, welcher als Carbonaro verdächtig geworden war. Meine Clairvoyante fing an zu sprechen: ich sehe viele große Häuser und ein Meer mit Schiffen und einen feuerspeienden Berg! — Ich stehe an einer kleinen Spalte, durch welche ein Draht geht — soll ich hinein? — Der Draht geht tief hinein in ein Gewölbe, dort steht ein Mann, welcher eine gläserne Walze, mit Siegellack bestrichen, herumdreht, — muß ich hinein? — Ich befahl ihr, ohne Zögern hineinzufahren. In diesem Augenblicke schrie sie auf und war nicht mehr. Sie war an den Draht einer Elektrisirmaschine gekommen und hatte einen tödtlichen Schlag erhalten."

Graf Joseph lächelte über die seltsame Geschichte und sagte: „wäre es denn nicht möglich, eine solche Clairvoyante wieder herbeizuschaffen?"

„Vielleicht!" entgegnete der Chevalier, „aber es ist eigen, daß bei einer Jeden durch den Magnetismus immer eine andere Seelenthätigkeit hervorgebracht wird. Die Eine setzt sich mit Gespenstern in Vernehmen, die Andere mit den Elementargeistern, wieder eine Andere mit Engeln und Dämonen, doch habe ich seitdem keine gefunden, welche praktisch zu gebrauchen gewesen wäre. Eine meiner kleinen Prophetinnen

wird interessant, sie kann zuweilen das Schicksal einer Person aus den Augen prophezeihen.“

„Bei gelegener Zeit,“ versetzte Graf Joseph, „werde ich Sie ersuchen, mich zu ihr zu führen; — doch geben Sie mir jetzt einige Auskunft über das Haus unseres Freundes Antonio; — wie steht es dort?“

„Antonio ist noch immer der Arzt aller unverheiratheten Damen, welche Interesse haben an einem jungen Arzt mit sanften, träumerischen Augen. Sein Haus wird wie früher besucht von interessanten Fremden. Unter diesen, welche jetzt dort aus und eingehen, dürften nur Jouy, ein französischer Journalist, Arnold, ein deutscher Gelehrter, und ein Neugrieche, welcher mit antiken Gemmen handelt, vielleicht einige Aufmerksamkeit verdienen. Da Jouy Mitarbeiter am Constitutionnel ist, so braucht man blos die Artikel, welche aus Verona datirt sind, dort nachzulesen, um zu wissen, was man von ihm zu halten hat. Der Deutsche forscht nach Alterthümern herum und ist ein Träumer, und der Neugrieche hat bis jetzt wenig von sich verrathen.“

„Seit einiger Zeit kommt auch der Maler Malocchio häufiger dorthin; Antonio's schöne Schwester sitzt

ihm zu einer Ariadne, an welcher er schon seit langer Zeit malt.“

„Da ihr den wunderlichen, melancholischen Gesellen kennt, so brauche ich über ihn keine Worte zu verlieren. Doch wohnt seit einigen Tagen dort in dem alten Gebäude ein Spanier, welcher ein Anhänger Quesada's, des Generals der Glaubensarmee, ist und von der Regentschaft in Seo d'Urgel als Agent hierher gesandt sein soll. Seine Tochter, welche er mitgebracht hat, soll eine seltene Schönheit sein. Excellenz sollten sich die Mühe nicht dauern lassen, sie kennen zu lernen; denn schönere Frauen habe ich nirgends gesehen, als in Spanien, wo ich, wie Ihnen bekannt ist, vor Jahren als Obrist unter Massena den Feldzug mitmachte.“

„Sehr wohl, Chevalier! Doch vergeßt nicht, auf dieses Haus und alle, welche dort Zutritt haben, ein aufmerksames Auge zu richten.“

Der Chevalier empfahl sich, als jetzt der Bediente den Neugriechen Achilleus anmeldete. „Er mag hereinkommen,“ befahl Graf Joseph, „und sich kurz fassen.“

Achilleus trat ein, begrüßte den Grafen und erwartete ruhig die Antwort auf seinen Gruß. Joseph

faßte ihn musternd in das Auge, so daß eine kleine Pause entstand; denn die Gestalt des Griechen und sein ruhiges, großes Wesen, welches er an sich hatte machte auf ihn einen Eindruck, welchen er gern durch vornehme Kälte im Augenblicke aufwiegen mochte. Endlich fragte er: „Was bringt Ihr?"

„Eine Frage und eine Bitte!" entgegnete Achilleus dem Grafen, welcher in seinem Sessel sitzen geblieben war und nur mit halb über die Schulter hinübergewendetem Gesicht ihn ansah.

„Ich halte mich hier seit einiger Zeit auf," fuhr Achilleus fort, „und gedenke die Zeit des Congresses, welcher so viele hohe Herrschaften hier vereinigt, zu guten Geschäften mit einigen werthvollen altgriechischen, geschnittenen Steinen zu benutzen. Gestern jedoch ist mir ein schwereres Geschäft aufgetragen worden. Die Deputation, welche meine Regierung an den Congreß sendet, ist vor Ancona angelangt und hält dort die Quarantaine. An ihrer Spitze steht der Graf Andreas Metaxa, ein Freund meines Hauses. Von ihm habe ich einen Brief erhalten, worin er mich angeht, Erkundigungen einzuziehen, ob die Deputation hoffen dürfe, von den hohen Mitgliedern des Congresses angenommen zu werden. Doch ich bin selbst hier fremd

und unkundig diplomatischer Wege; nur weiß ich, daß Eure Excellenz die Gunst des erleuchteten Staatsmannes besitzen, in dessen Hand das Schicksal der Hellenen ruhen dürfte."

Jetzt hielt Achilleus inne, um dem Grafen Gelegenheit zu einer Antwort zu lassen, welche ihm die Weise andeuten könnte, in welcher er weiter sich auszulassen hätte.

„Und Ihr," versetzte Graf Joseph, „wagt es, Euch einer solchen Anfrage zu unterziehen?"

„Wer möchte nicht gern seinen Landsleuten dienen?" entgegnete Achilleus, „und wer nicht gern da um Rath fragen, wo man den besten und klügsten sich holen kann. Herr Graf, mich führt das Vertrauen und dann die Ueberzeugung hieher, daß es vielleicht bequem sein dürfte, mittelbar dem Grafen Metaxa das wissen zu lassen, was man ihm kund thun möchte.

Graf Joseph fühlte sich von Achilleus klaren und ruhigen Worten eingenommen; doch konnte er nicht einig mit sich werden, wie er sich ihm geben sollte, da er wußte, daß sein Chef selbst noch zu keinem bestimmten Princip, welches in Bezug auf Griechenlands Sache befolgt werden könnte, gekommen war.

Wußte man auch, daß der Aufstand der griechischen Nation nicht ohne Vorwissen der russischen Diplomaten ausgebrochen war, so fürchtete man doch wieder die Pläne Rußlands auf Constantinopel, theils auch das Beispiel, welches unterdrückten Völkern dieser Heldenkampf der Hellenen geben konnte, noch mehr aber die Begeisterung, welche dafür bei allen Völkern Europa's erwacht war; doch eben die Begeisterung, welche den Aufstand der Griechen zu einer Sache der Christenheit machte, stand der Meinung im Wege, welche gern mit Waffengewalt den Türken zur Unterwerfung der Griechen geholfen hatte.

Indem Graf Joseph dieses erwog, beschränkte er sich auf die Frage: „Und zu welchem Zwecke soll diese Deputation nach Verona kommen?"

„Es hatte sich schon früher," versetzte Achilleus, „in Morea die Nachricht verbreitet, daß der heilige Bund den türkischen Sultan zum Bundesmitgliede aufzunehmen gedenke; irre ich nicht, so soll die Deputation mit dem heiligen Kreuze in der Hand um Aufnahme eines christlichen Volkes zu bitten wagen. Vielleicht ist der Schritt kühn, verzeihlich dürfte er immer sein."

„Es leben leider viele christliche Völker," entgeg=

nete Graf Joseph, „unter türkischer Botmäßigkeit; aber da die Zeit der Kreuzzüge vorbei ist, so dürfte zu erörtern sein, welches besondere Recht die Hellenen auf den Beistand Europa's in Anspruch nehmen wollen?"

„Das Recht der Thatsache," versetzte Achilleus; das Land ihrer Väter: Attika, Livadien, Aetolien, Akarnanien und der ganze Peloponnes ist in ihrer bewaffneten Hand; im Augenblicke, wo sie die Türken über die Grenze gejagt hatten, ist ihre Insurrection zu einem rechtmäßigen Kriege eines christlichen Volkes mit den Barbaren geworden. Odysseus bewacht die Thermopylen, Niketas den Isthmus von Korinth, Maurocordato Akarnanien, Ypsilanti Athen, und unsere Flotten beherrschen das Meer bis zu den Mauern des Serails. Man kann nur fragen: wie viele Opfer noch bluten müssen, ehe die Regenten Europa's sich entschließen werden, Stillstand zu gebieten; denn je länger Hellas kämpft und blutet, desto mehr werden ihre eigenen Völker zu gefährlichen Thaten begeistert; oder meinen Excellenz, daß man Hellas zwingen müsse, die Fahne der Republik aufzustecken?"

Graf Joseph fragte: „so meint Ihr, daß die Großmächte der Christenheit durch die Nothwendig-

keit der Politik gezwungen würden, sich Eurer anzunehmen? Ich will Eure Nachricht von der Ankunft der griechischen Deputation in Ancona und Eure Meinung über ihre Angelegenheit dem Staatskanzler vortragen; gebt bei meinem Secretair Eure Adresse ab; ich wünsche Euch Nachricht zu geben." Hiermit war Achilleus entlassen.

Graf Joseph ging, nachdem sich Achilleus entfernt hatte, lange in tiefen Gedanken im Zimmer umher; denn dieses Gespräch, welches er eben gepflogen hatte, stellte sich von selbst in die genaueste Verbindung mit dem Auftrage, welchen ihm sein Chef ertheilt hatte: in einem Berichte alle die verschiedenen Ansichten über den griechischen Aufstand und die Maßregeln, welche die conservative Politik hier zu nehmen habe, zusammen zu stellen.

Er mochte selbst glauben, daß der Gesichtspunkt, unter welchen er diese Angelegenheit bringen würde, nicht geringen Einfluß auf die letzte Meinung seines Chefs und endlich auch den Beschluß, welcher gefaßt werden würde, äußern könnte.

Die leicht hingeworfenen Worte Achilleus' hatten den Gedanken in ihm erregt, daß man doch vielleicht später vom günstigen Erfolge des griechischen Frei-

heitskampfes genöthigt werden könnte, ihn als einen loyalen anzuerkennen. Er verbarg es sich nicht, daß die große Aufgabe der Diplomatie sei, das Unvermeidliche der Zukunft freiwillig und affectlos kurz vorher, ehe es sich selbst Bahn gebrochen, mit dem Stempel der Loyalität zu plombiren, um dadurch die weiter fortwirkende Kraft desselben zu schwächen. Konnte er in diesem Falle die Anerkennung Griechenlands als nothwendig voraussehen, so war er selbst, wenn er darauf die Aufmerksamkeit seines Chefs in Zeiten hinzulenken gesucht hatte, als vollendeter Diplomat anerkannt.

Er beschloß, zunächst hierüber noch keine bestimmte Meinung zu haben oder zu äußern.

Während er so gedankenvoll auf und abging, war Fürst Iwan eingetreten, mit welchem er ein freundschaftliches Verhältniß angeknüpft hatte, um durch ihn Anerbietungen von höherer diplomatischer Stellung bei einem nordischen Hofe vielleicht möglich zu machen, welche ihn, gut benutzt, bei seinem eigenen Cabinete auf seiner Carriere fördern konnten.

Kaum erblickte ihn Joseph, so streckte er ihm die Hände entgegen mit den Worten: „Willkommen, nordischer Schwan!“

„Sie können immer heiter sein," erwiederte der Fürst mit mattem Lächeln, und sank dabei in die Ottomane, „ich bin nicht so glücklich; eine gewisse Schwermuth ist mir angeboren."

„Und doch verdanken wir vielleicht gerade dieser schönen Schwermuth," versetzte Graf Joseph, „die entzückenden Genüsse, welche uns Ihr musikalisches Genie bereitet. Ich bin zu egoistisch, um Sie ganz von dieser göttlichen Melancholie geheilt zu wissen."

„Ich weiß zwar nicht," entgegnete Fürst Iwan, „wie die Musik auf das Nervensystem Anderer wirkt, welche stärker organisirt sind; mich verzehrt sie in ihren Wogen in Fieberschauern. Gestern hatte ich das Glück, meinem Souverän die neueste Composition des Goethe'schen Liedes: Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen? vorzutragen."

„Seiner Majestät tauchte bei den Worten: im dunkeln Laub die Goldorangen glühn! die Erinnerung an den schönen Moment unseres Einzuges empor in der Gestalt einer jungen, schönen Veroneserin, welche vom Balkon herab einen Lorbeerkranz geworfen hatte."

„Da Ihnen, lieber Graf, die hiesige schöne Welt bekannt ist, so wollte ich Sie ersuchen, mit mir durch

die Straße zu fahren, wo ich vielleicht noch das Haus und den Balkon herausfinden könnte, wo uns diese junonische Gestalt erschienen ist."

Graf Joseph hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört; er sann eine kurze Weile vor sich hin, dann fuhr ihm plötzlich eine Vermuthung durch den Sinn und ein schadenfrohes, kaum bemerkbares Lächeln über das Gesicht, als er aufstand und sagte: „Hoheit, ich stehe zu Ihrem Befehl!"

Vor dem Palais hielt Iwans Wagen mit den drei neben einandergespannten prächtigen verschiedenfarbigen Schäcken, und bald flogen darin die beiden Jünglinge, zum Entzücken junger, glühender Mädchenaugen hinter den Jalousien, entlang der Straße dahin.

Capitel 3.

Francesca ruhte halb liegend, halb sitzend, wie in Schlummer und Traum versenkt, auf dem Divan, in reichfaltigem altgriechischen Gewande, den linken Arm über das Haupt zurück und die rechte Hand auf das Herz gelegt, während ihre alte Dienerin auf einem Kissen auf dem Boden saß und auf ihrem Schooße in der mit Holzschnitten gezierten Ausgabe der Werke Ariosto's herumblätterte. Unfern davon saß vor seiner Staffelei der Maler Malocchio mit Palette und Pinsel, in sein Gemälde vertieft, von dem er zuweilen mit schnellauffassenden Blicken das Auge zu Francesca hinüber gleiten ließ. Endlich sprach er wie für sich: „und da bleibt hier Alles nur eine stotternde Erzählung eines wunderherrlichen Gedichtes! Da fliegt die Natur vor einem her wie ein wunderbar schöner Vogel mtt purpurglänzenden Flügeln und

schmetternden Tönen, daß man blind und taub werden möchte, und der arme Künstler sucht ihn auf der Leinwand in die Farben zu bannen, und am Ende ist man froh, wenn darauf nur ein verzerrter Schatten des göttlichen Urbildes zurückbleibt."

„Und nun genug!" rief Francesca ungeduldig und sprang vom Lager empor, „begnügt Euch mit dem, was Ihr habt!"

„Schenkt mir nur noch einen Augenblick," flehte Malocchio, „dann will ich gern verzweifeln an mir und meiner Kunst! Nur die Beugung der Hand auf dem Herzen und den röthlichen Schein im Schatten laßt mich nur noch einen Augenblick lang studiren!" —

„Also nicht mehr schlafen?" erwiederte Francesca, „gut denn! Hier sitze ich schon wie ein gehorsames Kind!" —

Malocchio mischte schnell einige rothe Farbennüancen und fuhr zu arbeiten und zu sprechen fort: „die kriechende Ameise erhält Flügel ehe sie stirbt, und eine große, schöne Zeit vor ihrem Ende die Verklärung in der Kunst, — die letzte Oelung auf der Leinwand des Malers. Ehe die Blätter vom Baume fallen, werden sie bunt wie Blumen, und in bunten Malerblättern fiel die Zeit des Mittelalters vom

Baume des Lebens in Florenz, Rom und Venedig, und jetzt beginnt die Kunst in Frankreich und Deutschland zu blühen. Unerbittlich scheint das Schicksal das Schöne und Herrliche zu verfolgen, wo es die Bahn des gewöhnlichen Daseins verlassen will. Francesca, Ihr seid wunderbar schön!" —

„Was fällt Euch ein, Malocchio? — Ihr krächzt ja wie ein Leichenhuhn!"

„So? — das ich nicht wüßte!" versetzte Malocchio, welcher wie aus einem Traume aufwachte, in welchem ihm zuletzt Achilleus vor die Seele getreten war, indem er weiter sprach: „Achilleus ist so eine Heldengestalt, so ein hoher Thurm, in welchen gern der Blitz einschlägt; aber Minerva hat ihm die Klugheit zugesellt als Blitzableiter. Es ist seltsam, daß die zwei schönsten Menschen, welche mein suchendes Auge auf dieser häßlichen Welt aus den hunderttausend Ungethümen herausgefunden und sich an ihrer Erscheinung auf ein langes Leben hinaus gesättigt hat, sich nicht zusammenfinden? — Francesca?"

„Ich höre Euch! was phantasirt Ihr?"

„Ich möchte wissen," bat Malocchio fragend „welche Meinung Ihr über Achilleus habt?"

„Aus bloßer Neugierde?"

„Aus Wißbegierde,“ versetzte Malocchio; „denn es ist immer bemerkenswerth, was zwei ausgezeichnete Menschen von einander halten.“

„Meine Meinung über ihn ist bald gesagt. Er ist ein schönes Menschenthier, jedoch begabt mit übermenschlicher Klugheit, eine schlanke Cypresse, welche stolz verschmäht Nadeln oder Blätter zu tragen, wie andere Bäume; oder mit kürzern Worten: er ist für nichts da, als für die Sache, welche er einmal ergriffen hat, alles Andere opfert er ihr hartherzig hin. Eher wollte ich einen Stein lieben, als mein Haupt an sein Herz legen. Wenn es darinnen pocht und hämmert, so ist es nur das Pochen und Hämmern einer Waffenschmiede, und wenn er freundlich zu lächeln scheint, so ist das nur das Leuchten einer heimlich geschliffenen Waffe. Er ist so recht ein Mann, wie ihn die Männer gern haben. Für ein edles Weib, welches nicht seine Magd sein will, ist er nicht geschaffen. Er ist artig und zuvorkommend, er verletzt nicht den Anstand gegen uns, aber mir ist es immer, als wenn sein Fuß heimlich trachte, einem auf den Nacken zu treten.“

Malocchio lachte lustig auf und rief: „also ein Pantherthier im Menschenfell!“ —

„Welche Art von Männern wäre denn nach Euerem Geschmack?“

Francesca sah ihm bei dieser Frage lustig in die Augen, wandte sich und war in das Nebenzimmer verschwunden.

Malocchio stand noch lange vor seinem Bilde, nickte jetzt mit dem Kopfe und schüttelte ihn dann wieder, bis er endlich der alten Dienerin, welche im Zimmer umher Alles wieder in Ordnung brachte, noch einen Gruß an ihre Gebieterin auftrug und sich entfernte.

Kaum war Malocchio unter der Thür verschwunden, als Graf Joseph hereintrat und die alte Anna begrüßte.

Sie erkannte ihn auf der Stelle wieder, da er früher öfters im Hause gewesen war, und fragte ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit nach seinem Befehle.

Joseph drückte ihr ein Goldstück in die Hand und ersuchte sie, ihrer Gebieterin ihn als einen alten Hausfreund anzumelden, jedoch seinen Namen, da er sie überraschen möchte, zu verschweigen.

Anna küßte das Bild des Kaisers auf dem Goldstücke, winkte bejahend und sagte: „Excellenz, laßt

Euch nur die Zeit nicht verdrießen, denn Signora Francesca wird sich jetzt umkleiden; ein Maler, wie Ihr hier seht, malt sie in ganz andern Kleidern, als hier zu Lande gebräuchlich sind, das muß Alles um sie so recht unordentlich sein, weil das erst recht schön sein soll."

„Geht nur, Mütterchen," sagte Joseph, „und verrathet nicht meinen Namen, Ihr verderbt ihr sonst eine große Freude!" — und trieb sie in das Zimmer hinein.

Graf Joseph war, wie erzählt worden ist, von Francesca auf das Empfindlichste verletzt worden, und ein Gemüth, wie das seine, kann nie vergessen oder verzeihen. Er hatte sich durch seine Verbindungen verschiedene Briefe zu verschaffen gewußt, in welchen Antonio über die lombardischen Zustände mit Neapolitanern correspondirt hatte. Joseph besaß in diesen Briefen hinreichende Mittel, Antonio der Theilnahme an demagogischen Umtrieben zu beschuldigen und zu verderben. Er zögerte jedoch, davon Gebrauch zu machen, einmal, weil eine unbestimmte Regung in seiner Seele ihn davon zurückgehalten hatte, und dann, weil das Verderben, in welches er Antonio stürzen konnte, zwar auch seine Schwester, aber doch

nur mittelbar getroffen haben würde, und weil er sich endlich raffinirter und ganz besonders an ihr rächen wollte.

Er suchte jetzt über ihrem Haupte von allen Seiten her Fäden zu spinnen, um sie zu seiner Zeit zu einem verderblichen Netze für ihre unbefangene, schönverwegene Seele zusammenziehen zu können.

Mit ähnlichen Gedanken war er hierher gekommen. Es galt ihm jetzt, um desto sicherer zum Ziele zu kommen, sich ihr wieder zu nähern.

Das Mittel, welches er gewählt hatte, um diesen Zweck zu erreichen, war klug auf ihre große, edle Seele berechnet und konnte den beabsichtigten Erfolg nicht verfehlen.

Er stand jetzt vor dem Gemälde, welches Ariadne darstellte, wie sie auf Naxos, hingelehnt an einen Felsen, noch schlummert, während das Schiff, auf welchem Theseus entflieht, in Meeresnebel in der Ferne verschwindet.

Joseph liebte, wie alle Feingebildete, welche durch beharrliche Abstumpfung der Empfänglichkeit für den Enthusiasmus irgend einer in die Menschenbrust tretenden großen Idee, sich das Leben leicht gemacht haben, Musik und Malerei, weil diese Künste auf die

Sinne und die Sinnlichkeit, nicht aber auf den Gedanken wirken, wie die Poesie.

Je länger seine Augen auf dem Gemälde verweilten, welches er jetzt betrachtete, desto mehr fesselte es seine Seele. Malocchio hatte dem Tizian nicht nur die Farbe, sondern auch die schöne Sinnlichkeit abgelauscht, welche wie ein süßer Zauber über seine Gestalten ausgegossen ist. Auch war er seinem Ideale noch nie so nahe gekommen, als in diesem Bilde.

Die Gestalt der schönen Schläferin, der Felsen, an welchem sie ruhte, und das weite Meer, welches fast bis zu ihren Füßen die weißzüngelnden Wellchen herantrieb, waren vom hellen, rothen Scheine der Morgensonne übergossen. Wie leicht und natürlich war der eine Arm hinter das träumende Haupt zurückgebogen, und wie süß ruhte die rechte, weiche Hand auf dem entfesselten Busen! man wähnte zu sehen, daß die Brust die leichte Hand im Athmen auf und nieder wiege. Bis zur Hüfte sah man sie bekleidet mit einem weichen, weißen Gewande, welches Nacken und Arme frei ließ, der Knoten des Gürtels war beinahe aufgezogen und gönnte dem jungen, schlanken Leibe die ungezwungenste Ruhe im Schlafe; übrigens verhüllte ein schweres, purpurrothes Zeug, welches

noch über den Stein, auf welchem sie ruhete, hinabfiel, ihre zarten Glieder bis zu dem einen weißen, kleinen Füßchen, welches zur Hälfte aus schattendunkler Röthe hervorblühte.

Ihr Haupt hatte sich ihrer Herzseite zugesenkt, daß die reichen Lockenfluthen weit herunter rollten und mit einzelnen Spitzen Schulter, Arm, Brust und endlich den Steinsitz berührten. Waren auch ihre Augen im Schlummer geschlossen, so waren die Augenlider doch so weich behandelt und die langen Wimpern verhüllten so süß das helle Licht dahinter, daß es einem war, als müßte man die Träumerin mit Küssen wecken.

Ein leichter, wehmüthiger, schmerzenahnender Zug um den Mund machte das Antlitz nur noch lebendiger und anziehender.

Joseph fühlte in sich alle Sinne von diesem seltnen Bilde aufgeschwelgt bis zu fieberhafter Erregung. Diese Gestalt, dieses Antlitz und diese Mienen hatte er einst geliebt, und diese so süß auf dem Herzen ruhende Hand hatte das Wort geschrieben, welches wie ein Dolchstich in seiner Seele brannte. Schmerzliche Sehnsucht, heißer Haß, innige Zuneigung und bittere Feindschaft, alle diese widerstreitenden Gefühle

kochten in seiner Brust, als er jetzt am Schlosse der Thüre den Griff umdrehen hörte und Francesca hereinkommen sah.

Sie schien erst betroffen zurückzutreten, faßte sich jedoch bald und bewillkommnete den Grafen, welcher mit heiterem, beinahe offenem Gesichte und fast unschuldigen Blicken, welche in ihre unwilligen Augen hineinschauten, ihr entgegenkam und sie anredete: „Verzeiht mir, Signora, daß ich Euch meinen Besuch nicht erspare; nur ein Geschäft, welches ich früher für Euer Haus einmal besorgt habe und wovon ich Rechenschaft geben muß, konnte mich bewegen, Euerem Zürnen mich auszusetzen. Ihr dürft mir erlauben, Euch umständlich das auseinanderzusetzen, was nothwendig ist, um Euch verständlich werden zu können.“ Bei diesen Worten ließen sich Graf Joseph und Francesca nieder, indem er weiter fortfuhr: „welche Versuche seit einigen Jahren in Spanien, Neapel, Sicilien und Piemont gemacht worden sind, mit frevelhafter Hand alle bestehenden Verhältnisse umzustürzen, und mit welchem sieggekrönten Erfolge die östreichischen Armeen vor mehreren Monaten Ruhe und Frieden den bedrohten Bürgern Italiens wieder zurückgebracht haben, ist Euch nicht unbekannt geblieben. Die von

Bayerische
Staatsbibliothek
München

den Volksverführern herausgeforderte Justiz verwaltet nunmehr jetzt ihr Amt."

Francesca sprang empor und rief: „nicht weiter! ich höre das mitternächtige Seufzen der Gefangenen, das Stöhnen der heimlich Erdrosselten."

„Verzeiht," warf Graf Joseph ein, „die überwiesenen Hochverräther werden in aller Stille mit dem Schwerte zur Ruhe gebracht," und fuhr dann weiter fort: „ich bin nicht hier, um die Vertheidigung der gesetzlichen Macht oder der Rebellen zu führen, ich bin nur genöthigt, Thatsachen zu berühren; — so viel ist außer Zweifel, daß alle diejenigen, welche auch nur aus Unvorsichtigkeit sich in die Händel verwickelt haben, bei erwiesenem Verdachte der Theilnahme an hochverrätherischen Plänen verloren sind."

Francesca hielt in ängstlicher Spannung den Odem an sich, Joseph weidete sich einen Augenblick an der beklemmenden Stille, als er jetzt ein wenig inne hielt, dann aber sprach er wie von einer ganz gleichgiltigen Sache: „und Antonio, Euer Bruder, konnte so unvorsichtig sein, seine Gesinnungen bloß zu stellen?"

Bei diesen Worten wich alle Röthe aus dem Antlitze Francesca's, sie saß todtenbleich wie eine

Bayerische Staatsbibliothek München

Sterbende im Lehnsessel, ihre brechenden Blicke irrten im Gesichte des Sprechenden wie hilfeflehend umher; sie war jedoch nicht im Stande ein Wort über ihre Zunge zu bringen.

„Als ich im vorigen Jahre," setzte Joseph seine Rede fort, „in Aufträgen meines Cabinets mich hier in Verona aufhielt, wo ich gastfreundlich von Euch und Eurem Bruder aufgenommen, hier in diesem Zimmer die glücklichsten Stunden verlebte, erhielt ich von der Untersuchungscommission in Neapel Anzeigen, daß der Arzt Antonio verdächtig sei, sich compromittirt zu haben. Von diesem Augenblicke an stellte ich mir die Aufgabe, ihn zu retten. Ich bot alle Mittel auf, mich seiner Correspondenzen mit den verschiedenen Logen der **perfetti maestri** zu versichern, und endlich gelang es mir, vielleicht alle seine unvorsichtigen Briefe in meine Hände zu bringen. Schon war ich im Begriff, vor Euch hinzutreten und zu sagen: sieh, Francesca, Dein Bruder ist gerettet! — als ich diesen Brief, welchen ich an Euch geschrieben hatte, wieder zurück erhielt mit einer Bleistiftbemerkung. Ihr hattet mich bis auf den Tod beleidigt; genug davon! — Ich erlaube mir, diesen Brief in Eure Hand zurück=zugeben, mit der Bitte, Eure Bemerkung darunter

gelegentlich noch einmal zu prüfen, und ihn dann zu behalten, oder auch ihn nochmals an meine Adresse wieder abzugeben. Hier sind die Briefe Eures Bruders! Er wird, wie ich glaube, es nicht ungern sehen, sie wieder zu besitzen, und nun, Signora, bitte ich, wenn Ihr Alles wohl erwogen habt, um Euer ferneres Wohlwollen."

Francesca hielt die Briefe in der Hand und sprach: „Ihr habt in diesem Augenblicke eine That gethan, welche als guter Engel für Euch im Himmel bitten wird in der Stunde der Todesangst! — Ihr habt eine Beleidigung vergeben mit den Mitteln zur grimmigsten Rache in Euren Händen! Nie will ich das Euch vergessen! Und gegen die Stimme meines Herzens will ich Euch von nun an vertrauen, denn so handelt nur ein edles Herz!"

„Verabscheut mich wenigstens nicht mehr!" sprach lächelnd Graf Joseph, küßte ihre Hand und empfahl sich.

Capitel 4.

Francesca und Isabella hatten einander lieb gewonnen. Ihre Wohnungen waren nur getrennt durch die freie Brücke, welche vom neuen Hause hinüber in das alte führte, so daß sie jeden Augenblick benutzen konnten, wo sie einander zu sehen und zu sprechen begehrten.

Da die Capelle heute wieder eingeweiht werden sollte, so waren sie schon seit einigen Tagen zusammen beschäftigt mit Blumen, Kränzen, Bändern und Zeugen, mit welchen sie das Heiligthum schmücken wollten.

Santello hatte aus Spanien die heiligen Geräthschaften, welche zu einer Privatmesse nöthig waren, mit hierher gebracht.

Isabella hatte Alles übernommen, um mit Hilfe Francesca's und ihrer Dienerin Decken, Gewänder und heilige Gefäße zu reinigen.

Es war ein fröhlicher Anblick, die beiden blühenden Jungfrauen hier zu sehen zwischen Blumen und Kränzen, vor ihnen aufgestellt die silbernen Leuchter, das elfenbeinerne Crucifix, den goldnen Kelch, das Ciborium und die Wachskerzen, während Santello's Chorknaben, welche ihm Pater Benedetto zugewiesen hatte, auf und abliefen und ein Stück nach dem andern hinabtrugen zu dem Priester, welcher dort mit einigen Leuten beschäftigt war, Alles an Ort und Stelle zu bringen. Kaum hatten Francesca und Isabella die sauber abgestäubte, mit bunter Seide gestickte Stola noch einmal betrachtet, so waren die Knaben schon wieder da und ließen sich die Paramente über die Arme legen und eilten wieder von dannen.

Jetzt rollte Isabella vor ihrer Freundin das Altartuch auseinander, dessen blaßblauer Grund ganz überdeckt war von arabischen Buchstabenzeichen in abwechselnden Farben mit bunter Seide und Gold und Silber hineingestickt.

„Dieses Altartuch hat einst einer meiner Ahnen," erzählte Isabella, „aus einem Mohrenkriege aus Cordova mit zurückgebracht und dem Altar geweiht."

„Und weiß Niemand," versetzte Francesca, „was diese Zauberzeichen durcheinander bedeuten?"

„Es soll darauf," erwiederte Isabella, „das Schicksal Spaniens gezeichnet sein, aber Niemand kann die Charaktere lesen."

Doch die Chorknaben waren wieder hier, Isabella rollte das Tuch zusammen und schickte sie fort mit den Worten: „und nun kommt ihr erst zurück, wenn wir alle hinunterziehen zur Einweihung des Altars; denn Alles, was noch zurück ist, kommt erst später hinunter."

Jetzt öffnete die Spanierin ein elfenbeinernes Kästchen, nahm daraus einen Rosenkranz und sagte: „nun setze Dich zu mir und erzähle mir Mährchen, ich muß noch vor der Weihe fünf Vaterunser und funfzigmal den englischen Gruß abbeten!"

Francesca nahm an, daß ein gutes Gespräch die Rosenkranzandacht nicht stören könne und fragte daher unbesorgt: „sehnst Du Dich nicht zuweilen recht sehr nach Deiner Heimat?"

„Zuweilen wohl," versetzte Isabella, während sie in Gedanken fortzubeten wähnte, „wenn ich unser kleines Bergschloß, worin ich geboren und groß geworden bin, von außen wie es oben auf der Klippe mit seinen zehn weißen Thürmchen, so schmal und hoch, so lustig und trotzig steht, mir vor die Seele träume, und wie der Weg in tausend Windungen und Biegungen

hinaufkriecht zur engen Pforte, dann möchte ich wohl mir Flügel wünschen, um dorthin zu fliegen; aber denke ich an die dunklen Stuben und Gänge, an die zehn alten Gesichter die darin herumwandeln, so bin ich recht froh, mit meinem Vater in der weiten Welt umherschweifen zu können. Alles, was ich jetzt erlebe, das ist wie ein schöner Traum aus meiner Kindheit, der sich nun ganz erfüllt."

„Meine alte Duenna erzählte mir immer viele süße, schaurige Geschichten, von Prinzessinnen und maurischen Rittern in abenteuerlichen Trachten. Und da geschah es denn, daß es mir endlich war, als müßte aus dem Glanz der Edelsteine, wenn ich recht lange in mein Schmuckkästchen blickte, oder aus den Kelchen der Blumen, welche unter meinem Fenster blühten, mir plötzlich etwas erscheinen, was noch hinter dem Glanz und den Farben verborgen läge. Wenn die Schloßglocke läutete, oder der Ton der Orgel in mein Ohr drang, oder Wind und Regen an die Fenster schlugen, kam es mir vor, als ob dieses Etwas mit mir sprechen wollte, das noch nicht recht reden könnte, oder das ich nur nicht verstände. Da kam mir immer ein Märchen in den Sinn, in welchem ein Mädchen die Sprache der Vögel versteht, und

im einsamen Thurme, wo es gefangen ist, von ihnen Nachricht aus aller Welt her erhält, bis eine Schwalbe ihr erzählt, daß sie einen Ritter gesehen habe, so schlank und schön, wie einen heiligen Georg, der ganz in Gold, Silber und Purpur flamme, dessen Augen wie Sterne funkelten, dessen langes, lockiges Haar wie eine goldne Löwenmähne ihm um die Schulter woge, und der auf einem geflügelten weißen Rosse einherbrause, sie zu retten. Nun rannen mir der weite, blaue Himmel, das aus der Ferne herüberleuchtende Meer und die Klänge der Glocken und Orgel zu einem funkelnden, klingenden Nebel zusammen, hinter welchem verschleiert der junge Ritter stand mit den glänzenden, rollenden Locken."

„Wo ich auch weilte, dachte ich an ihn, und nun —" hier unterbrach sich Isabella, da jetzt zwischen ihre Finger eine größere Kugel am Rosenkranze gerieth, wo sie ein Vaterunser beten mußte.

Nach einer Weile fuhr sie wieder fort: „und nun habe ich bei unserem Einzuge vor Verona eine Erscheinung von ihm gehabt. Wie unser Wagen um die Felsenecke bog, stand hoch in freier Luft vor uns der Löwenritter mit den goldnen, glänzenden Haaren und den feurigen Augen; aus dem Gürtel hervor sah

ich den Griff eines Messers blinken, ein weites faltenreiches Gewand hing herunter bis auf die Kniee; sonst flammte er ganz in Weiß, Blau und Gold, so herrlich, daß ich heute noch nicht weiß, wie mir geschehen ist. Gewiß habe ich nur geträumt."

„Wenn der Ritter," versetzte Francesca, „Dir in der Luft erschienen ist, dann hast Du ganz gewiß geträumt. Wenn der Held auf ebener Erde gestanden hätte, könnte ich Dir vielleicht einen bessern Trost geben. Doch jetzt wird es Zeit, daß wir uns festlich ankleiden, damit Spanien und Italien heute bei der Altarweihe nicht gering erscheinen."

Isabella legte bei diesen Worten schnell den Rosenkranz in das Kästchen und eilte dann mit ihrer Freundin in das Nebenzimmer, um mit ihr unter ihren Gewändern das passendste zu wählen.

Unterdessen hatte sich der Vicomte Montmorency und, auf Veranlassung seines Chefs, auch Graf Joseph bei dem Ritter Malavilla eingefunden, um von ihm die Auskunft über die spanischen Angelegenheiten zu erhalten, welche er der hohen Versammlung zu geben hatte.

Der Ritter hatte sie im großen Saale der alterthümlichen Wohnung in seinem Hofornate, den Tressenhut auf dem Haupte und den Stoßdegen an der Seite,

feierlich empfangen. Sein Diener hatte für jeden einen Armstuhl in die Mitte des Zimmers gerückt und reichte jetzt Chocolade mit Zuckergebäck herum.

Nachdem der Diener sich entfernt hatte, wickelte der Ritter eine zusammengebrochene Schrift, an welcher ein großes Siegel in einer Kapsel hing, aus einem weißen Stück Seidenzeug, faltete sie auseinander und küßte die Unterschrift. „Hier von meinem Könige und Herrn meine Vollmacht!“ mit diesen Worten überreichte er die Schrift dem französischen Vicomte, welcher sie an Graf Joseph gab, dieser aber stellte sie dem Ritter wieder zu.

Der Vicomte erhob sich dann und sagte: „Herr Ritter, Frankreich wird, wie der Cherub, welcher Petrus aus dem Gefängniß erlöst hat, seinen Bruder Spanien aus den Händen der Demagogen retten, sobald es von den übrigen brüderlichen Großmächten die nöthigen Zustimmungen und Garantieen erhalten haben wird. Gott, der König der Könige, hat die Hirten der Völker hier versammelt zum Rathe, und Frankreich rüstet sich zur That!“

„Es dürfte nur,“ versetzte Graf Joseph, „zu erwägen sein, wie die Bevölkerung Spaniens eine bewaffnete Dazwischenkunft aufnehmen würde? —

wie tief dort die Lehren der Demagogie ins Volk eingedrungen sind? — und ob besorgt werden müsse, daß die spanische Revolution den Charakter der französischen annehmen und das übrige Europa in Verwirrung bringen könne? Nur zwei Meinungen können hier in Betracht kommen: ob es besser sei, Spanien durch den französischen Cordon wie ein verpestetes Land abschließen zu lassen, bis dort sich von selbst die Krankheit ausgerast hat, oder schnell mit den Waffen in der Hand einzuschreiten, um der Demagogie vielleicht ein gewaltsames Ende zu machen?" —

„Der Name Ferdinand's des Siebenten," erwiederte Malavilla, „hat den Spaniern zum Feldzeichen gegen Napoleon gedient, für eine bourbonische Armee wird er ein Talisman sein, welcher die Feinde schon mit seinem majestätischen Klange schlägt. Doch schnell muß die Hilfe kommen, ehe es den Cortes gelingt, sich mit dem Volke zu versöhnen! Wenn eine Räuberbande sich eines Landes bemächtigt hätte, könnte es nicht schlimmer berathen sein, als jetzt Spanien mit seinen Cortes. Sie wollen die Schatzkammer bereichern, welche sonst schon des Königs Name gefüllt hat, durch den Raub an den Gütern der Kirche und des Adels, und doch ist das platte Land mit Leib und Seele

ergeben seinen ritterlichen Lehnsherren. Sie haben an einem einzigen Tage hunderttausend Mönche obdachlos gemacht und in das Elend gejagt, und doch beherrschen diese das Gemüth des Volkes, und um einen Jeden von ihnen sammeln sich die Schaaren der Guerilla's, diese Wespenschwärme, welche Löwen zu Tode jagen, diese schnellen Würgengel der Gebirge, welche die napoleonischen Legionen zerstreuen und zertreten konnten. Wundert Ihr Euch, daß Berg und Thal gegen die Cortes sind?" —

„Wie aber," fragte der Vicomte, „ist das Heer gesinnt?"

„Darauf hat die beleidigte Garde in Madrid," entgegnete Malavilla, „den Cortes am 7. Juli mit Flintenkugeln geantwortet."

„Doch scheinen die Cortes," warf Joseph wieder ein, „auf die großen Städte mit ihren Kaufleuten und Fabrikanten sich stützen zu können?"

„Wie auf ein ausgehöhltes Rohr," versetzte Malavilla; „der spanische Handel ist vernichtet, die redlichen Kaufleute werden bankerott und die Schleichhändler reich. So raffinirt haben die Cortes im Wahnsinn der Revolution Alles aufgeboten, bei ihren eigenen Freunden sich verhaßt zu machen, daß sie selbst

den Provinzen ihre urväterlichen Namen, an welchen der Ruhm und der Stolz des spanischen Volkes mit allen seinen großen Erinnerungen hängt, genommen haben; sie trieben ihre revolutionären Taufen so in das Große und Kleine, daß sie selbst den Straßen und Gassen in den Städten neue, elende Namen gaben."

„Sie sind," entgegnete Joseph, „die elegischen Affen der französischen constituirenden Versammlung."

„Und wenn die Vorfälle in Spanien," fuhr Malavilla fort, „Aehnlichkeit mit der Revolution in Frankreich haben, so ist Spanien eine einzige Vendée!"

Bei diesen Worten sprang der Franzose in die Höhe und rief: „Gott der Bourbonen, sieh herunter auf diese Stunde, wo Frankreich in die Hände das Schicksal Spaniens nimmt, wie eine Lilie!"

„Wie eine Schwertlilie," schaltete Malavilla ein, „mit stählernen Blättern! Frankreich," fuhr er fort, „wird die Thore offen und die Straße nach Madrid geebnet finden, wenn es als Bruder dem Bruder die hilfreiche Hand bietet. Der erste König der Christenheit muß in Spanien die Revolution besiegen oder sie in Paris erwarten, angeschwollen zu dem Verderben der legitimen Throne, hinüberwogend über Deutschland

mit den Trümmern zerbrochener Kronen bis an die Schwelle der russischen Czarenburg."

„Herr Ritter," sprach jetzt mit einem gewissen feierlichen Anstande Graf Joseph, „Sie werden ersucht, morgen meinem Fürsten Ihre Papiere vorzulegen, und halten Sie sich versichert, daß Ihre Mittheilungen über die spanischen Zustände den Beschluß des Congresses, die Madrider Provocationen mit Thaten zu beantworten, beflügeln werden."

Capitel 5.

Santello trat im priesterlichen Schmucke in den Saal und meldete dem Ritter, daß die Restauration der Hauscapelle vollendet sei und die Einweihung des neuerrichteten Altars im Beisein vieler guter Christen Statt finden könne.

Der Ritter gab dazu seine Zustimmung und lud zu dieser feierlichen Handlung den französischen Vicomte und den Grafen Joseph, welche diese Ehre dankend annahmen, mit ritterlicher Höflichkeit ein.

Santello, welcher bemüht war, diese religiöse Feier im vollsten Pompe herauszustellen, hatte die Dienerschaft des Ritters im Vorsaale versammelt. Er ließ Paar um Paar in das Zimmer Isabella's kommen und gab einem Jeden ein geweihtes Geräth, dem Einen die Leuchter, einem Anderen den Weihwedel, dem Dritten den Kelch, er selbst nahm die Monstranz,

verhüllt in den seidenen Ueberzug, in beide Hände, dem Ritter übersendete er das Crucifix mit der Bitte, es vorzutragen. Auf seinen Befehl bewegte sich jetzt der Zug mit dem Fähnlein, worauf die Mutter Gottes und andere Heilige gemalt waren, und mit brennenden Wachskerzen feierlich in den Saal herein, voran die Chorknaben mit dem Weihkessel, der dampfenden Räucherpfanne, und den lautenden Glöckchen, zwischen ihnen der Priester und hinter ihm Isabella und Francesca, an welche sich dann alle Uebrigen anschlossen.

Graf Joseph sah jetzt zum ersten Male Isabella. Im ersten Augenblicke war er von der Pracht und dem Glanze beider Jungfrauen geblendet, dann aber faßte er Isabella in das Auge, welche mit ihrem dunkelblonden Haare und der Perlenkrone darüber, mit dem edlen, reinen Antlitze und den verschwimmenden, blauen Augen, und ihrem ganzen, andächtig schwärmerischen Wesen, ihm vorkam wie ein lebendiges Madonnenbild von Luini. Er verbeugte sich vor ihr und stellte sich mit dem Vicomte hinter sie in die Reihe der Uebrigen, während seine Blicke unmerkbar von der Perlenkrone bis zu dem an der schlanken Gestalt reich herabfallenden und nachschleppenden Ge-

wande herunterzitterten, um dann wieder auf dem mildgewölbten Nacken verstohlen zu weilen.

Der Ritter hatte sich mit dem Crucifix in beiden Händen, an die Seite des Priesters gestellt.

So bewegte sich jetzt der Zug zur Hauptthüre des Saales hinaus und die Treppe hinunter.

Santello hatte bestimmt, daß Antonio mit seinen Hausleuten und allen Uebrigen, welche der Feierlichkeit beiwohnen wollten, sich im Hofe ihm anschließen und von hier in die Capelle folgen sollten.

Zufällig hatte sich Achilleus mit eingefunden. Aus der Thür des Gebäudes führten breite Marmorstufen hinunter. Achilleus lehnte mit untergeschlagenen Armen nachlässig am Treppengeländer, um das Schauspiel mit anzusehen. Jetzt schallte von der Treppe das Glöckchen hinunter, schon sah man die flammenden Lichter, und nun kam der Zug Paar und Paar die Stufen herab und an Achilleus vorüber. Jetzt folgten in der Reihe Isabella und Francesca mit frommen, niedergeschlagenen Augen.

Wie Achilleus diese beiden wunderbar schönen Jungfrauen zusammenkommen sah, trat er wie leichterschreckend einen Schritt zurück; Isabella blickte schnell auf, sie verfehlte die folgende Stufe, die Wachskerze

fiel ihr aus der Hand, doch schon hatte Achilleus die Strauchelnde aufgefangen.

Der Zug war in Verwirrung gekommen; Joseph suchte Achilleus die schöne Last abzunehmen, wurde aber von dem rechten Arme desselben zurückgedrängt, aber bald that Isabella wieder einen frischen Odemzug, schlug die Augen auf und sah in das Antlitz des jungen Griechen.

Jetzt trat auch der Ritter auf die Stufen zurück, doch schon hatte sich Isabella erholt und auf den Arm Francesca's gestützt. Jetzt ging der Zug weiter und verlor sich hinein in die restaurirte Hauscapelle zur Weihe des Altars.

Diese bestand aus einem Kreuzgewölbe, welches vier zu einem Pfeiler verbundene Säulen in der Mitte wie einen Blumenkelch emportrugen. Ein einziges Bogenfenster an der Hinterwand des Chores ließ durch kleine grüne Glasscheiben ein sehr spärliches Licht hereinfallen, so daß auf die Beleuchtung durch die ewige Lampe vor dem Altare gerechnet sein mochte Bis auf die reichverzierten Capitäle der Säulengruppe in der Mitte der Capelle, aus welchen in arabesken-artigen Pflanzenverschlingungen Kraniche ihre Hälse hervorbogen, waren Gewölbe und Wände ohne archi-

tektonischen Zierath, nur verliefen sich die zackenartig ausgekerbten Hauptgurte des Kreuzgewölbes, an den Wänden in Kragsteine, welche Engelsköpfe vorstellten.

Heute war jedoch der festliche Ausschmuck dieser Räume desto reicher Die Wände waren bedeckt mit rothen Tuchstücken, welche an den Wänden in reichen Falten herunterhingen. Darüber waren Blumenguirlanden von einem Kragsteine zum andern gezogen, so daß die steinernen Engelsköpfe wie auf Blumenwogen zu ruhen schienen. Ebenso war der Tragpfeiler mit seiner Säulengruppe von Myrthen und Lorbeerreisern, und die Capitäle mit schweren bunten Kränzen überdeckt.

In diese Capelle hinein kam jetzt der Zug, welchen Santello zur Einweihung des Altars führte. Antonio hatte den Altar nach der Vorschrift Santello's ganz neu aufmauern und in die darüber befindliche Maueröffnung ein verschließbares Schränkchen, auf dessen Hinterwand Malocchio die Mater dolorosa mit den Gesichtszügen Isabella's gemalt hatte, wieder einfügen lassen.

Als der Zug der Andächtigen jetzt hereinkam, verbreiteten die vielen Kerzen ein helles Licht. Santello kniete jetzt vor dem Altare nieder und küßte die

erste, dann die zweite und endlich die dritte Stufe. Nun stellte er sich auf die Mitte des Trittes und erhob Augen und Hände zum stillen Gebet empor. Unterdessen waren die Chorknaben, Rauchpfanne und Glocke tragend, hinter ihm hingekniet; zu seiner Rechten und Linken standen neben dem Altar Alle, welche heilige Geräthschaften und Gefäße trugen, die Uebrigen füllten das kleine Schiff der Capelle bis zur Eingangsthür.

Jetzt nahm der Ritter von dem einen Chorknaben das Weihwasserbecken und hielt es dem Priester hin, welcher seine Rechte hineintauchte und dann an den vier Ecken und in der Mitte des Altars mit dem Wasser das Zeichen des Kreuzes machte. Hierauf sprengte er siebenmal mit dem Weihwasser den Altar, zum Zeichen, daß dieser durch die sieben Gaben des heiligen Geistes geweiht sei. In die Oeffnung, welche in die Marmorplatte gehauen war, that er jetzt ein Reliquienkästchen und die Weihrauchkörner, zur Bedeutung, daß der Christ die Beispiele der Heiligen mit dem Glauben der Dreifaltigkeit in seinem Gedächtnisse erhalten solle; dann bedeckte er diese Höhlung wie ein Grab mit einem eingefügten Steine, welchen er mit Oel und Chrisam überschüttete und fünf Kreuze

zum Gedächtniß an die fünf Wunden Christi darüber zog. Nun bedeckte er nach uraltem Gebrauche den Altar mit drei leinenen Tüchern, zum Andenken an die Todtenhülle, in welcher Christus in das Grab gelegt worden und zuletzt mit dem vielfarbigen und in seltsamen Charakteren schimmernden Altartuche, welches der Ritter aus Spanien mitgebracht hatte. Hierauf reichte der Ritter dem Priester die Räucherpfanne, womit dieser die vier Seiten und die Mitte des Altars so glaubenseifrig beräucherte, daß die Kohlen von den Schwingungen des Gefäßes in helle Gluth geriethen und den fortwährend hineingeworfenen Weihrauch in großen Rauchwolken emporwirbelten, bis alle Anwesende und alle Gegenstände in einen süßen, träumerischen Nebel versanken, welcher durch die heftig und doch leise in Einem fort hervorgemurmelten Worte des Priesters noch sinnbetäubender wurde. Jetzt schien der Weihrauchdampf sich zu verziehen, denn aus den Nebelwogen erschien das Crucifix zwischen zwei schimmernden Leuchtern auf dem Altar, aber bald verschwand es wieder in einer neuen, aufquellenden Weihrauchwolke.

Als aber jetzt Santello mit gewaltiger Stimme die Jubelworte des zwei und vierzigsten Psalms laut

vorbetete, sanken alle Anwesenden nieder auf ihre Kniee; denn es begann die Einleitung zur Messe mit ihren Gebeten, Gesängen und Ceremonien.

Graf Joseph war während dieser feierlichen Handlung an der Seite Isabella's niedergekniet, und schien in Andacht und Gebet versunken zu sein, während alle seine Gedanken sich nur mit ihr beschäftigten. — Er suchte den Augenblick des schönen Sinnenrausches, auf welchen der kirchliche Cultus ihm berechnet zu sein schien, für sich zu benutzen; denn Isabella ruhte hier auf ihren Knieen, eingewiegt in ein schönes Dahinträumen, welches ihre Augen mit den langen Wimpern bedecken ließ und ihr Antlitz mit einem seligen Lächeln übergoß.

Die weiten Aermel ihres Gewandes waren über die Armgelenke zurückgefallen und der seidene, mit reichen Spitzen besetzte Handschuh hatte sich vom Ellenbogen zurückgestreift. Da der Graf ein wenig weiter zurückkniete, so beugte er sein Gesicht so weit herunter, daß seine fieberhaft brennende Wange zuweilen ihren Arm leise berührte, ohne daß Isabella etwas davon zu merken schien. Ihr kam es nur zuweilen vor, als wäre Achilleus in ihrer Nähe.

verkehrte, sanken alle Anwesenden nieder auf ihre Kniee; dann erst begann die Einleitung zur Messe mit ihren Gebeten, Gesängen und Ceremonien.

Graf Joseph war während dieser feierlichen Handlung an der Seite Isabella's niedergekniet, und schien in Andacht und Gebet versunken zu sein, während alle seine Gedanken sich nur mit ihr beschäftigten. Er suchte den Augenblick des stärksten Stimmenaufwandes, auf welchen der kirchliche Gebrauch ihn berechnet zu sein schien, für sich zu benutzen; denn Isabella kniete sie auf ihren Kissen, eingewiegt in ein schönes Nachdenken, welches ihre Augen mit den langen Wimpern bedecken ließ und ihr Antlitz mit einem leichten Röthchen übergoß.

Die weißen Aermel ihres Gewandes waren über die Ellenbogen zurückgefallen und der schöne, marmorne Arm, dessen Handschuh hatte sich vom Ellenbogen zurückgestreift. Da der Graf ein wenig näher zurückte, so beugte er sein Gesicht so weit herunter, daß seine fiebernd brennende Wange zuweilen ihren Arm leise berührte, ohne daß Isabella etwas davon zu merken schien. Wer kann es nur genau wissen, ob sie nicht Wohlgefallen an dieser Nähe.

Drittes Buch.

Capitel 1.

Graf Joseph erstattete bei seinem Chef über die Zusammenkunft mit dem Ritter Malavilla Bericht.

Diese Mittheilungen stimmten so sehr zu den Ansichten des Fürsten, daß er noch an diesem Tage eine besondere Conferenz mit dem Vicomte Montmorency zu halten beschloß. Zugleich nahm auch Graf Joseph Gelegenheit, ihm die Verhandlung vorzutragen, welche er mit Achilleus gepflogen hatte.

Obwohl Joseph seine eigene Meinung über die griechische Sache zurückhielt, so merkte doch der Fürst, daß er nicht ganz unbefangen geblieben war.

In diesem Sinne sagte er zu ihm: „Lieber Graf, ich bin mit Ihren Verhandlungen sehr wohl zufrieden, nur behalten Sie bei den Zusammenkünften, welche Sie mit den Vertretern der verschiedensten politischen Interessen haben werden, immer die erste Regel unserer Diplomatie

in den Augen: daß ihre Aufgabe nicht ist, neue politische Zustände herbei zu führen, sondern das Bestehende gegen das revolutionäre Princip zu beschützen, in welcher Form dieses auch erscheinen mag."

„Eine Revolution kann nur siegen durch unzeitige Nachgiebigkeit derjenigen, welche sie zu bekämpfen haben. Sie ist immer ein Fieberzustand ganzer Nationen, welcher nie anhalten kann. Je gefährlicher die Krisis zu sein scheint, desto näher ist die Zeit der Abspannung; und die Diplomatie hat weiter nichts zu thun, als diesen Zeitpunkt abzuwarten, um dann plötzlich mit aller aufgesparten Kraft zu reagiren."

„Die böhmischen Zustände, wie sie vorhanden in der Beseitigung der alten hussitischen Bewegung, die französischen Verhältnisse in der Bewältigung der Revolution, sind solche Meisterstücke der alten Schule der Diplomatie. Die Bewegungen in Italien und Spanien sind schwache Nachwehen des bereits beschwichtigten Revolutionsfiebers."

„Der griechische Aufstand gehört in diese Kategorie, und er ist um so behutsamer zu nehmen, als die nordische Macht ihn zu ihren alten Plänen auf Constantinopel benutzen kann. Unsere ganze Aufmerksamkeit

muß jetzt darauf gerichtet sein, diese vor ihrem eigenen Schatten einzuschüchtern. Doch das bleibe mir überlassen!"

„Den jungen Griechen, welcher hier als heimlicher Agent seiner Regierung verhandelt, überlasse ich Ihrer Ueberwachung. Suchen Sie auf jeden Fall ihm den Zutritt zu den russischen Staatsmännern mit den Mitteln, welche zu Gebote stehen, zu verwehren. Von seiner polizeilichen Entfernung von hier kann erst dann die Rede sein, wenn Sie aus ihm herausgeholt haben, was zu wissen nöthig ist. Ich meine damit, auf welche Unterstützungen die Griechen sich Hoffnung machen können, und welche Wege sie eingeschlagen haben, sie zu erlangen, oder welche Mittel sie bereits in den Händen haben, um ihre Pläne vielleicht durchzusetzen."

„Im Uebrigen ist mir aus Bologna die Mittheilung zugekommen, daß dort die griechischen Deputirten mit päpstlichen Pässen eingetroffen sind und ihren Weg weiter hierher verfolgen wollen. Sie haben sofort eine Estafette an das Polizeibureau an der Grenze bei Lago scuro abzusenden, mit dem Befehl, ihnen die Visa nach Verona zu verweigern und sie dafür zunächst nach Roverdo zu instradiren; dort mö-

gen sie sich der weiteren Weisung gewärtigen. Nun, mein Lieber, wissen Sie, was zu thun ist!"

Mit diesen Worten war Joseph entlassen. Dieser eilte in sein Quartier zurück, wo die persönliche Intrigue, mit welcher er sich an Francesca zu rächen gesonnen war, diesen Morgen weiter sich fortspinnen sollte.

Er hatte den Kaiser von Rußland durch den Fürsten Iwan auf die Gemäldegalerie im Palais, in welchem er ein Quartier bezogen hatte, aufmerksam machen lassen; und wirklich wollte der Kaiser diesen Vormittag sie besehen. Sobald Graf Joseph davon Nachricht erhalten, hatte er den Maler Malocchio kommen und sein Gemälde, „die schlafende Ariadne," in einem Cabinete, worin kein anderes Bild sich befand, in das günstigste Licht ausstellen lassen, denn schon früher hatte der Graf dem Künstler versprochen, ihm dieses Bild kaiserlich bezahlt zu machen, wenn er den günstigen Augenblick abwarten wollte! Dieser Augenblick war jetzt da. In der Eile der Zeit hatte er das ganze Cabinet mit rothem Plüsch tapeziren und das Bild in weiche Mousselinwolken hineinhängen lassen, so daß die schöne Träumerin in weichen Betten zu schlafen schien.

Jetzt hörte man das Sechsgespann des Kaisers anrollen, Graf Joseph flog hinunter vor die Thür, ihn ehrenvoll zu empfangen. Vor dem Saale, in welchem die besten Gemälde aufgehangen waren, stand Malocchio, welcher sich tief vor dem großen Kunstfreunde verbeugte. Graf Joseph machte den Kaiser auf ihn aufmerksam mit den halblaut gesprochenen Worten: „einer unserer vortrefflichsten Maler in Verona, berühmt in ganz Italien! Wollten Eure Majestät geruhen, seinem neuesten Gemälde, welches er hier ausgestellt hat, einen flüchtigen Blick zu gönnen, so würde er sich glücklich preisen."

Der Kaiser nickte dem Künstler im Vorübergehen gnädig zu und entgegnete: „der Künstler mag uns erst die Bilder der alten Meister deuten und uns so in den Stand setzen, nachher seine eigenen Verdienste zu beurtheilen."

Mit diesen Worten traten sie in den Saal. Malocchio, welcher früher alle die hier aufgehäuften Kunstschätze studirt hatte, wußte jedes Werk geistreich zu erklären, und dabei die zierlichsten Künstlergeschichten fröhlich einzuflechten; doch waren sie, da der Kaiser nur bei den vorzüglichsten Gemälden verweilte, bald

die drei Säle, in welchen die alten Gemälde und Statuen sich befanden, hindurch.

„Und nun," sagte der liebenswürdige Kaiser, „wollen wir das Bild des lebenden Meisters betrachten!"

„Geruhen, Sire," versetzte Joseph, „Sich in dieses Cabinet zu begeben?" Mit diesen Worten öffnete er die Thür, und der Kaiser trat ein. Das Bild war noch verhangen. Jetzt zog Malocchio den Vorhang vom Bilde hinweg, und betroffen von der reizenden Gestalt, welche in leuchtenden Farben im Bilde hingegossen lag, trat der Kaiser einen Schritt zurück. Ihm war es, als sähe er in diesem Augenblicke das Wunderherrlichste, was je auf dieser Erde geschaut worden ist.

Es trat jetzt eine lange Pause ein, welche weder Graf Joseph, noch Malocchio zu unterbrechen wagte. Der Kaiser hatte sich in den Lehnsessel davor geworfen, die Hände über das Knie zusammengeschlungen, und das Haupt vorgeneigt wie zum süßen Zwiegespräch. Es war ihm, als tauche in seiner Erinnerung eine ähnliche, holdselige Gestalt mit demselben traumerglühten Antlitze auf, und doch verschwand sie

ihm wieder, wenn er sie vor seiner Seele festhalten wollte.

Endlich sprach er wie für sich: „glücklicher Künstler, dem es vergönnt ist, eine so herz= und sinnergreifende Schönheit aus sich heraus zu erschaffen! Welche Seligkeit muß in Euch schlummern, wenn es Euch vergönnt ist, sie in einer solchen Gestalt verkörpert herauszustellen!“

„Eure kaiserliche Majestät,“ versetzte bescheiden lächelnd der Künstler, „nehmen die Kunst zu vornehm, wenn ich so sagen darf. Sie wird immer nur eine Nachahmerin der ewig schönen und ewig jungen, herrlichen Natur bleiben.“

„Ihr meint,“ entgegnete der Kaiser, „eine solche räthselhaft schöne Gestalt könne in der Wirklichkeit existiren? Heißt das nicht, den Traum für eine Wahrheit erklären?“

„Gewiß,“ antwortete Malocchio, „wird auch die gelungenste Menschenfigur in einem Kunstwerke immer nur das Spiegelbild einer Person sein, deren Brust lebendiger Odem gehoben, deren Odem lebendiges Blut durchströmt hat. Nur kann es geheimnißvolle Beziehungen geben, welche im Schöpfungsmomente den Künstler hellsehend machen und aus der fernsten

Gegend ihm das gesuchte Ideal vor die Seele stellen. Vielleicht ist es auch möglich, daß Längstverstorbene nicht die Mühe scheuen, von einem wahren Künstler sich portraitiren zu lassen. Doch dieses Bild hier ist nur die Abschrift eines eigenthümlich herrlichen Originalgedichtes, welches hier in Verona erschienen ist."

„Dann habe ich sie irgendwo gesehen," entgegnete der Kaiser, „dann seid Ihr doppelt um Eure schöne Kunst zu beneiden, welche in Eure Zauberkreise das Schönste, was das Leben geben kann, zu bannen vermag."

„Nicht immer," versetzte Malocchio, „gelingt es dem armen Künstler, den vorüberfliegenden Vogel Phönix der Schönheit mit guten Worten in der Luft so lange schwebend zu erhalten, bis er ihn auf die Leinwand gebracht hat. Der Zufall wollte es nur, daß ich seit langen Jahren der Hausfreund der Familie der schönen Francesca bin. Ich habe sie mir gewissermaßen zu diesem Bilde hier aufgezogen. Schon wie sie noch als Kind in der Wiege schlummerte, belauschte ich die seligen Züge des kleinen Gesichts, bis sich die Knospe immer mehr zur schönen Blume entfaltete, deren ganze Entwickelungsgeschichte ich in mir

selbst erlebt habe. Da ich so genau endlich den Zusammenhang ihrer herrlichen äußeren Form mit den Bewegungen ihrer Seele im Laufe der Zeit vergleichen konnte und endlich daran verzweifelte, die mild und schön, doch fortwährend von ihrer Seele lebendig bewegten Linien festzuhalten, kam ich endlich auf den Gedanken, sie zu malen in dem Momente, wo in gleichschwebenden Wagschalen Leib und Seele im Gleichgewichte ruhen, während der Schlummer die Wage des Lebens mit zarter, beruhigter Hand wägend emporhält. So sehen Euere Majestät jetzt mein Ideal als träumende Ariadne auf dem Wendepunkte ihres Glückes, denn noch träumt sie selig dahin, und doch ist ihr schon der treulose Theseus entflohen. So mag sie denn hier im Bilde ewig schlummern, um nie aufzuwachen und das Entsetzlichste zu erfahren."

Malocchio hatte so bewegt gesprochen, weil er lebhaft an Francesca, an ihren hohen, freien Sinn, und an Alles dachte, was an ihr so groß und schön war, und doch nach seiner Ansicht den Eindruck eines himmelhoch emporschießenden Baumes auf steiler Höhe machte, welcher Blitz und Sturm trotzig herausforderte.

Der Kaiser dachte anders; denn je länger er die so sanft geschlossenen Augen betrachtete, desto mehr wünschte er, sie wachend und lebend zu sehen.

Graf Joseph schien seine Gedanken zu errathen, indem er sich fragend zu Malocchio wendete: „es müßte ein besonderer Kunstgenuß sein, die schöne Veroneserin lebend dieses Bild vorstellen zu sehen? Vielleicht dürfte es nur auf eine schickliche Gelegenheit ankommen, sie zu einer solchen Darstellung zu bewegen.“

„Vielleicht,“ warf Malocchio ein, „könnte es mir gelingen, sie dazu in gesellschaftlichem Kreise zu bereden.“

„Iwan! Iwan!“ rief der Kaiser den Fürsten, welcher vor der Thür stehen geblieben war, seinen Herrscher zu erwarten, „sorge dafür, daß dieses Gemälde in mein Zimmer gebracht werde; und Ihr, Malocchio,“ sprach er zum Maler, „laßt Euch aus meiner Kasse dafür den Preis bezahlen, den Ihr für Euer Meisterstück selbst bestimmt; vergeßt nicht, daß ein Kaiser der Bezahler ist! Iwan wird mit Euch das Weitere besprechen. Euch, lieber Graf,“ sprach er, zu Joseph sich wendend, „danke ich für die schöne Stunde, welche ich hier genossen habe, und alle

übrigen, welche mir der Besitz des Gemäldes machen wird."

Mit diesen Worten entfernte sich der Kaiser, ihm folgten hinterdrein zur Begleitung bis an den Wagen Joseph und Iwan.

Capitel 2.

Schon seit mehreren Tagen ging in Verona die Botschaft von Haus zu Haus, daß der Magistrat zu Ehren der hohen Gäste das Theater prächtig erleuchten lassen wolle.

Jetzt waren an allen Straßenecken große, buntfarbige Ankündigungen des Festpompes im Theater auf den Abend angekündigt.

Diese Nachricht belebte ganz Verona, und die Straßen mit Lakaien, Kammermädchen und Läufern, welche die kostbarsten Stoffe für ihre Gebieterinnen herbei holten. Eine unendliche Geschäftigkeit begann in den Kaufgewölben und Putzläden; denn Alles beeilte sich, den Toiletten die nöthigsten Bedürfnisse zu liefern: Straußenfedern, künstliche Blumen, Venediger Ketten, Spitzenschleier und Shawls von allen Farben und den feinsten Stoffen. Die Nachricht: alle Kaiser,

Könige, Herzöge, Fürsten und Herrschaften des Congresses erscheinen heute im Theater! zuckte wie ein elektrischer Funke durch hunderttausend warmblütige Herzen.

Glücklich schätzten sich alle Veroneser, welchen es gelungen war, durch besondere Begünstigung Billete zu erhalten. Graf Joseph hatte es vermittelt, daß für den Ritter Malavilla und Isabella eine Loge zur Verfügung gestellt worden war, und sein Anerbieten, beide mit seiner Equipage in das Theater abzuholen, war höflich angenommen worden. Zugleich hatte er galant Francesca eingeladen, der Spanierin Gesellschaft zu leisten.

Isabella und Francesca hatten ihre Toilette beendet und saßen jetzt noch im Gesellschaftszimmer Antonio's beisammen.

Francesca hatte sich zu dem Abende im Theater ein einfaches seidenes Kleid von blaßgelber Farbe mit brochirten, großen Blumen gewählt; statt des Schmuckes von Gold und Edelsteinen trug sie nur eine weiße künstliche Rose in ihren Haaren; Isabella hatte auf Befehl ihres Vaters sich mit einem grünen, goldgestickten Sammetgewande geschmückt.

Eben war Antonio von seinen Krankenbesuchen in der Stadt zurückgekommen und brachte eine zuge-

bundene Mappe in Quartform mit, welche er mit freundlicher Begrüßung seiner Hausgenossen vor sie hin auf den Tisch legte, jedoch die rechte Hand darauf ruhen ließ.

„Welchen schönen Lohn erhalte ich," fragte er scherzend, „wenn ich hier Etwas mitgebracht hätte, was Euch gefällt?"

„Was Ihr verlangen könnt!" antwortete freundlich Isabella.

„Sei nicht aus Eigennutz geheimnißvoll!" rief Francesca und nahm ihm die Mappe weg.

Schnell hatte sie die Schleifen daran aufgezogen, sie aufgeschlagen, und ihre Blicke fielen auf englische Stahlstiche.

„Wie schön," rief Isabella, „ist das eine Gegend aus Spanien?"

„Schmolle nicht, Bruder," rief Francesca, „setze Dich lieber zu uns und erkläre die Bilder!"

Antonio folgte dieser Mahnung, setzte sich zu den beiden Freundinnen und begann in den Stahlstichen herumzublättern.

Jetzt trat Achilleus, welcher zuweilen gegen Abend Antonio besuchte, in das Zimmer; Isabella, welche ihn zuerst erblickte, zuckte ein wenig zusammen; dann

aber flog ein rosiges Lächeln über ihr Gesicht und wob sich um ihre Lippen, daß ihre hellen Zähne wie Thauperlen in einem Rosenkelche dazwischen hervorleuchteten.

Auch Achilleus konnte überrascht keine Worte finden.

Francesca, welche diese süßen Verlegenheiten bald bemerkte, rief ihm heiter zu: „kommt, setzt Euch zu uns; hier betrachten wir Ansichten aus Eurer Heimat! Ihr könnt uns am besten sagen, ob man aus diesen Blättern sich eine Vorstellung davon machen kann. Hieher, hieher!" bedeutete sie ihn, indem sie ihm das Tabouret neben Isabella anwies.

Mit pochendem Herzen ließ sich Achilleus nieder; Francesca schlug ein Blatt um; es war eine Ansicht von der Insel Scio.

„Du unglückseliges Eiland," sprach Achilleus wie für sich, indem er das Blatt betrachtete, „noch vor Kurzem das Entzücken der Welt, und jetzt mit allen deinen reizenden Villen und Weingärten ein ödes Todtenfeld, eine Wohnstätte der Geier und Raben!"

„Wer hat das gethan?" fragte mit bewegter Stimme Isabella, „Erdbeben oder Morisko?"

„Der blutgierige, wortbrüchige Türke," versetzte Achilleus, „welchen die Herrscher Europa's ihren legitimen Bruder nennen, wenn er sie ungläubige Hunde schilt. Doch Hellas ist wie der Heiland vom Grabe auferstanden, und die Nägelwunden an Händen und Füßen bluten von Neuem, und das Herzblut sprüht auf die Erde."

„Wollt Ihr uns nicht den traurigen Untergang der Scioten erzählen?" fragte Antonio.

„Wenn Ihr es befehlt," versetzte Achilleus; „aber die Geschichte davon ist durchaus nicht geeignet, eine heitere Gesellschaft zu unterhalten."

„Ihr dürft uns nicht zu zärtlich behandeln," entgegnete Francesca, „denn auch wir haben Entsetzliches genug erlebt."

„Don Achilleus," wagte jetzt Isabella ihn anzureden, „ich bin eine Spanierin und aufgewachsen mitten im Bürgerkriege. Von unsern Warthürmchen herunter sah ich fast täglich Feuersbrünste den Himmel röthen, und viele Edelleute, welche ich in meiner Kindheit gekannt habe, sind erschossen oder aus dem Lande in das Elend verjagt worden. Ich bin die Tochter dieser eisernen Zeit!"

Achilleus hing mit seinen Blicken, während sie sprach, an ihrem schönen, ernsten Angesichte; sie hatte zu sprechen aufgehört, und noch immer war er in ihrem Anblick verloren, bis Francesca ihn wieder aufforderte, seine Erzählung zu beginnen.

„Die Insel Scio," erzählte jetzt Achilleus, „hat nördlich die schöne Insel Mitylene, südlich Samos, westlich Ipsara, östlich das reizende Ufer Kleinasiens, wovon sie ein zwölf Stunden breiter Meeresarm trennt, zur Nachbarschaft. Auf Scio soll Homer geboren sein, und noch jetzt zeigt man bei der Quelle Rakte die Stelle, wo er eine Sängerschule gestiftet hat. In vier und zwanzig Dörfern wurde dort der Mastix für die schönen Sclavinnen des Sultans gebaut, wofür die Insel große Gunst genoß. Hundert und funfzig Barken trieben den Handel mit der kleinasiatischen Küste und allen Inseln des Archipels bis nach Constantinopel und Aegypten."

„Reich und üppig geworden durch die Schätze des Morgenlandes unter dem Schutze der Pforte glaubte Scio, als rings um sie her der Freiheitskampf der Hellenen entbrannte, sich retten zu können durch kluge Ruhe und Ergebenheit an ihre Herren."

„Sorglos sahen die Scioten den Sultan die furchtbare Flotte in seinen Arsenalen zur gänzlichen Unterwerfung der griechischen Inseln ausrüsten und sie unter Ali Pascha mit den erfahrensten und geschicktesten türkischen Seeleuten bemannen, und ruhig die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara ihre Briggs und Brander zur Gegenwehr bereiten.“

„Vergeblich wurden die Scioten von allen Seiten gewarnt; sie lagen still und vertrauten auf ihren unbedingten Gehorsam, als wenn nicht in einer Zeit, welche Alles auf die Spitze des Schwertes zur Entscheidung drängt, die Theilnahmlosigkeit der sicherste Weg zum Untergange wäre!“

„Während so die Insel Scio Alles wohlbestellt hielt und wie im tiefsten Frieden schlummerte, erwachte der Sciote Antonaky Burnia. Heimlich begab sich dieser zum Logotheten Lykurg auf Samos und bewog ihn zur Befreiung von Scio mit einigen hundert Samiern, welchen eine Schaar ausgewanderter Scioten folgte, dort zu landen.“

„Dem Aufrufe zum allgemeinen Aufstande folgten Wenige, denn der Erzbischof und die Primaten eilten rings umher und mahnten zum Frieden.“

„Am 12. April des verwichenen Frühjahres aber lief die türkische Flotte mit 7 Linienschiffen und 26 Fregatten in den Kanal von Tschesme ein; die Stadt wurde beschossen und genommen. Die Scioten flohen in das Gebirge, die Samier auf ihre Schiffe.“

„Die Ipsarioten erhielten zugleich mit der Nachricht vom Auslaufen der türkischen Flotte die entsetzliche Kunde vom Unglücke auf Scio.“

„Die griechische Flotte eilte sogleich zur Rettung herbei, aber Scio war bereits vernichtet. Die Stellen, wo die Stadt, wo die Dörfer, wo Villen sonst dem Seefahrer entgegengeglänzt hatten, bezeichneten nur noch emporqualmende Rauchsäulen.“

„So schnell der Admiral, Ali Pascha, zur Mordbrennerei gewesen, so zauderte er doch jetzt, die entflohenen Scioten auf den Bergen anzugreifen. Er wandte sich arglistig an die europäischen Consuln der Insel und übergab ihnen ein Amnestiedecret für alle Scioten, welche die Waffen niederlegen würden. Die Consuln kletterten auf den steilsten Bergen umher und durchliefen die ganze Seeküste mit ihrer Friedensbotschaft und verkündeten die Gnade des Moslem, als ob in einem Kampfe auf Tod und Leben von Gnade die Rede sein könnte, als ob der Türke die

europäischen Consuln höher achtete, als die europäischen Herrscher selbst."

„Die Scioten lieferten ihre Waffen ab und sandten 700 Primaten, um sich dem Admiral zu Füßen zu werfen."

„Das wortbrüchige Ungeheuer ließ sie an die Raaen seiner Flotte aufknüpfen und gab das Zeichen zum allgemeinen Mord. Da begann das Rasen mit Feuer und Schwert. Ein unendliches Wehgeschrei ging vom Morgen bis wieder zum Morgen durch Wald und Gebirg. Wer vermag die Gräuel zu schildern, die um Rache emporschreien zum ehernen Himmel!"

„Selbst der Stahl der mordenden Säbel schien endlich vor Schauder zu erstumpfen, nicht die Wuth des Admirals. Das Herz des Tigers konnte nicht das Flehen der Unmündigen, nicht das Lächeln der Säuglinge rühren. Er hieß sie von den Felsen in die Abgründe schleudern und auf dem offenen Felde an die Bäume aufhängen; ihre Mütter und ihre schönen Schwestern wurden abgeführt zum Verkaufe in die Bazars von Constantinopel und Algier."

Isabella rief in Angst und Schreck: „O, haltet

ein, Ihr ermordet mich! Giebt es denn keine Gerechtigkeit im Himmel?"

„Es giebt eine Wiedervergeltung!" entgegnete Achilleus. „Die türkische Flotte lag im Kanal vor Tschesme vor Anker, zwei wachthabende Fregatten kreuzten Tag und Nacht vor ihr."

„Im Rathe der griechischen Seehelden zu Ipsara war beschlossen, zwei Brander abzusenden. Constantin Kanaris aus Ipsara und Georg Papinis aus Hydra waren zu dem tödtlichen Wagestücke bereit."

„Der Mond war im letzten Viertel; die dunkle Mainacht verbarg die kühnen Rächer. Das türkische Admiralschiff von 80 Kanonen lag an der Spitze der Linie vor Anker, über 2000 Menschen an Bord; denn es war der Ramasan der Moslem. Ali, der Admiral, gab Audienz, und die Generalstabsoffiziere aller Schiffe waren in dieser Nacht dorthin gekommen."

„Da kam die Schebecke Kanaris mit günstigem Winde herangeflogen, schnell und still wie das Verderben; jetzt war der Brander an das Boogspriet des Admiralschiffs befestigt, und nun zündete Kanaris ihn an."

„Die Lohe sprang empor, Kanaris zugleich in die Gondel zu seinen Matrosen und ,brach glücklich

mitten durch die Linie der Feinde. Lärm und Angstgeschrei erfüllten den Hafen. Jetzt flog das Admiralschiff wie ein Eliaswagen donnernd und flammend zum Himmel. Der Pascha hatte es verlassen und wollte in der Schaluppe sich an das Land retten; doch vergeblich. Die brennenden Schiffstrümmer stürzten herunter auf ihn und versenkten ihn ins Meer. Seine Sclaven rissen ihn wieder empor, aber gegen ihn war die rächende Gottheit. Sterbend lag er jetzt am Ufer der Insel, auf ihm die Blutschuld, über ihm der Fluch seiner That und in seiner Seele die Verdammniß. Die türkische Flotte wurde zerstreut. Dieß ist der Untergang der Scioten und die Rache an Ali Pascha!"

Achilleus schwieg jetzt, in sich versunken. Als er wieder aufblickte, sah er in die leuchtenden, dunkeln, blauen Augen Isabella's, welche keinen Blick von ihm verwendet hatte.

„Bei solchen gewaltigen Erinnerungen," sagte endlich Isabella, „welche jedes Herz zu Heldenthaten begeistern müssen, kann ich jede griechische Jungfrau beneiden, welche einen Bruder hat, der mit für die Freiheit kämpft. Eine solche weiß, unter welchem Bilde sie das junge Heldenthum verehren und lieben

kann; sie kennt Einen, welchem sie den Lorbeerkranz bei seiner Heimkehr auf das Haupt drücken, oder für wen sie, wenn er ruhmbedeckt den Heldentod stirbt, die Todtenklage anstimmen soll."

„Der Tod für das Vaterland ist immer süß," versetzte Achilleus, „aber er muß unaussprechlich schön sein, wenn im Augenblicke des Verscheidens das Bild der geliebten Jungfrau vor die Seele tritt. Ich beneide den Kameraden, der lebend und sterbend die Freiheit unter dem Bilde seiner Braut sich denken kann. Ich selbst werde bald dort stehen bei meinem Freunde Botzaris, für die Freiheit fechten, so lange noch ein warmer Tropfen Blut durch mein Herz fliegt, und an Euren Wunsch denken, wenn ich nicht an Euch selbst denken darf!"

„Habt Ihr nicht Lust, Signora Isabella," rief Antonio scherzend, „mit uns dorthin zu ziehen, wo die eisernen Würfel fallen, — nach dem Peloponnes! Vielleicht gehe ich als Arzt dorthin und kämpfe gegen die Türken mit Charpie und Pflaster."

„Ich halte Euch beim Worte!" versetzte Achilleus; „Ihr würdet Ernst aus Euren Worten machen, wenn Ihr sehen könntet, wie viele Hundert tapfre Männer

an ihren Wunden umkommen müssen, weil wir keine Aerzte haben."

„Meinetwegen," entgegnete Francesca, „wandert Alle aus; ich bleibe hier in meinem schönen Italien! Hier bin ich geboren und hier ist meine Heimat. Hier will ich auch sterben, wenn es Noth thut, und — dann bin ich ein Mädchen und kann nur wirthschaften und fünf Arien zur Zither singen."

Eben war Ines hereingetreten und sprach mit Francesca, welche sich zu ihr gewendet hatte; Antonio ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab.

„Der Ritter läßt uns sagen," rief Francesca zu beiden wieder zurückgewendet, „daß er uns erwarte. Ich bin bereit."

„So müssen wir scheiden," sprach aufbrechend Isabella zu Achilleus, „und ich werde beten um Gottes Beistand für Euch in der Schlacht und Todesgefahr für die Freiheit." Sie reichte ihm die Hand, welche er ergriff und einen Kuß darauf hauchte. Isabella wandte sich schnell und folgte ihrer Freundin.

Capitel 3.

Als die Abenddämmerung angebrochen war, hörte man den Wagen des Grafen in den Hof vor die Wohnung des Spaniers anrollen. Isabella und Francesca erwarteten den höflichen Grafen im großen Saale. Bald trat er selbst herein, Arm in Arm mit dem Ritter, beide in den Uniformen ihrer Höfe, beide festlich; doch hatte der Graf voraus die Eleganz des Schnittes und die Anmuth, mit welcher er nicht der Mode, sondern diese ihm zu dienen schien.

So nahte er sich mit klaren, lächelnden Augen den beiden Damen, und flüsterte, während er jeder einen Arm zum Führen bot, ihnen zu: „Heute werden Sie zum erstenmal den Glanz von ganz Europa überstrahlen!“

Zugleich schlugen die Diener des Ritters die beiden Flügelthüren vom Haupteingange des Saales

zurück, der Ritter setzte den Tressenhut auf das Haupt, hob mit dem linken Arm den langen Stoßdegen in die Höhe und schritt voran, während sein Haushofmeister mit einem langen Stabe, und sein ältester Bediente mit zwei Wachskerzen ihm vorausgingen, und die übrige Gesellschaft mit der hinterdrein trippelnden Duenna nachfolgte.

Unten bei dem Wagen angelangt, schlug der Livreejäger des Grafen hastig den Auftritt herunter und riß den Kutschenschlag, zur Seite springend, schnell auf, während Graf Joseph zuerst die Damen, dann den Ritter hinein becomplimentirte und sich dann selbst schnell und leicht hineinschwang. Jetzt flog der Kutschenschlag zu, der Jäger wieder hintenauf und die Kutsche rasselnd durch die Straßen nach dem Theater.

Obgleich der Magistrat zur Unterstützung der Polizei auch noch ein Commando östreichischer Grenadiere sich erbeten hatte, so war es dem Grafen und seiner Gesellschaft doch kaum möglich, den Eintritt in das Theater zu gewinnen.

Aber welches Gluthmeer von tausend und wieder tausend, zu brennenden Sträußern vereinigten Wachskerzen überraschte sie, als sie in die Loge eintraten;

und doch ward dieser Glanz noch überboten von den aus allen Logen flammenden Diamanten, Rubinen und anderen köstlichen Edelsteinen. Alles, was die große Welt an Pracht darbieten kann in allen Formen, Kostümen und Kostbarkeiten, war hier in den Hauptlogen vereinigt. Die mit Orden übersäeten, hochaufgewölbten Busen der Mächtigen blitzten wie Sternensysteme in klarer Winternacht; mit ihnen wetteiferten die Damenlogen, welche von Diamanten wie mit hellen Regentropfen, in welchen sich die Sonne spiegelt, übersprüht schienen. Nie mehr werden die Kleider- und Haarkünstler von einer gleichen Ausstellung ihrer Künste erzählen können. Dieser Abend hatte ihren raffinirtesten Scharfsinn und ihr ganzes Genie erschöpft. Jede Loge war in der Pracht der Gewänder und des Schmuckes ein Triumph der neuesten Mode.

Das Theater war allmälig vollgedrängt von Zuschauern vom Parterre bis in die äußerste, oberste Reihe hinauf. Prinzen, Herzöge, Marquis, Grafen, Vicegrafen und Barone grüßten mit vertraulichem Nicken Marschälle, Generale, Obristen und Majore, und diese neigten sich ehrerbietig vor den Staatsministern und Gesandten. Alle die sich hin und herneigenden Ordensbänder, Kreuze und Sterne machten

den Eindruck eines Blumenbeetes, in welchem ein linder Abendwind wehte. Man mußte Jouy Recht geben, welcher nach Paris berichtete, daß das royalistische Europa an diesem Abende in die Blüthe geschossen sei.

Graf Joseph hatte hinter den Stühlen seiner Damen Platz genommen, heiter beflissen, ihnen der Reihe nach die merkwürdigsten Personen in dem Kopf an Kopf vollgedrängten Hause zu bezeichnen.

„Dort in der Mittelloge," flüsterte er zu Isabella, „der Bühne gegenüber, in dem reichgestickten Fracke mit dem Ludwigskreuze, in imposanter Haltung unveränderlich aufrecht stehend, ist der Graf von Caraman, der französische Botschafter in Wien. Ihm gegenüber erblickt man den Grafen von Lieven in dunkelgrüner Uniform, in der Pracht der Stickerei und der herabhängenden Ketten von massivem Golde; etwas entfernter erscheinen eben so reich costümirt die russischen Grafen Nesselrode, Pozzo di Borgo und Herr von Tatitscheff. Dort sehen Sie meinen Fürsten, meinen Chef und Gönner mit dem höchsten Schmucke aller Ehrenzeichen, mit welchen die Herrscher Europa's seine Brust überschüttet haben. Kaum wetteifert mit ihm neben an der lange, schmächtige Herzog von Wellington

in der Uniform des Großmeisters der Artillerie. Es fehlt nur der Fürst Esterhazy, dessen Diamanten vielleicht über alle den Ausschlag geben könnten."

„Und wer ist denn die prächtige Frau," fragte Isabella, „dort in dem Kleide von Brüsseler Spitzen auf weißem transparenten Atlas?"

„Sie meinen die Fürstin dort, mit einem Nelkenkranze um das Haupt, welcher die Haare so zurückhält, daß man darunter das in bläulichrothen Blitzen spielende Diadem hervorstrahlen sieht, über welches die einzelnen Locken schmachtend herunterfallen?" —

„Es ist," versetzte Francesca übermüthig, „die Wittwe Napoleon's!"

Der Graf trat bei diesen Worten wie erschreckt einen Schritt zurück und fragte dann, um Francesca nicht antworten zu dürfen, Isabella, „ob sie schon etwas Aehnliches erblickt hätte?"

„Nur einen Schatten von dieser Herrlichkeit," versetzte sie, „und zwar bei einem Stiergefecht in Toledo, wo brennender Sonnenschein und spanische Augen noch heller funkelten, als diese Edelsteine und die Messer des Matadors!" —

Jetzt erschütterte eine schmetternde Fanfare das Haus, alle Zuschauer erhoben sich und tausend Farben

in Schleiern, Federn, Bändern und Steinen schimmerten durcheinander; in der mit rothem Sammet und Goldstickerei drappirten Hauptloge erschienen die höchsten Monarchen Europa's. Sie trugen östreichische Uniform, der Kaiser Alexander die Oberstuniform seines ungarischen Regiments.

Graf Joseph hatte Francesca fest in das Auge gefaßt, doch bemerkte er keine besondere Veränderung in ihrem Gesichte, nur erst, als er sagte: „die beiden Kaiser Oestreichs und Rußlands!" erweiterten sich ihre Augen, als wollten sie sich an einem einzigen Anblicke sättigen.

„Ob Alexander der schönste Mann ist, für den man ihn hält," fuhr der Graf weiter fort, „muß ich den Damen zur Entscheidung heimgeben, so viel nur kann ich behaupten; daß er das größte und edelste Herz der Welt in seiner Brust trägt. Blond und hoch wie ein Hohenstaufe, istr er omantisch und ritterlich wie der Held einer Sage aus alter Zeit. Er hat das doppelte Glück, Ueberwinder der Männerheere und Besieger der sprödesten Damenherzen zu sein. Welche Festung könnte sich auch gegen die Sonne selbst vertheidigen! Ich mag es wohl glauben, daß er gerade für ein stolzes Damenherz am gefährlichsten ist."

Francesca's Blicke ruhten während dieser Lobpreisung auf den Spitzen, welche vor ihrem Busen zitterten, sie sagte nichts dagegen, doch schlich ein jedes Wort, welches Joseph zwischen sie und Isabella hereinflüsterte, wie eine kleine, glatte Schlange in ihre Seele hinein.

Jetzt begann die Oper: „l'inganno felice“ von Rossini, und die Crivelli, Passerini und Galli boten ihre äußersten Triller auf, sich den Beifall der erlauchten Versammlung zu erwerben.

Doch war an diesem Abende das Schauspiel vor der Bühne fesselnder, als das, welches auf ihr dargestellt wurde. Das Auge machte immer neue und unvergeßlichere Entdeckungen, indem es von Loge zu Loge trunken umherirrte.

Nur ein Zuschauer, welcher unten beim Eingange in das Parterre wie ein Tannenbaum über Buschwaldung mächtig emporragte, hielt seine Augen auf einen einzigen Punkt hin gerichtet, von woher ihm selige, freundliche Blicke entgegenkamen. Es war Achilleus, welcher diesen glücklichen Platz gewonnen hatte, wo er Isabella lange und ruhig ansehen durfte.

Seit dem Augenblicke, wo sie bei dem Gange zur Einweihung der Capelle, von den Treppenstufen herab,

strauchelnd in seine Arme gesunken, war ihr Bild nicht aus seiner Seele gewichen. Er fühlte es in seiner Brust wie zwei Hände, welche ihm das Herz abzufangen suchten. Sie stand wie ein lichter Mond in ihm, vor welchem seine Geschäfte und Sorgen immer wie sich kreiselnde silberne Wolken vorüberflogen.

Als er aber jetzt bemerkte, daß auch ihre Blicke sich zuweilen verstohlen herunterschlichen, da jauchzte sein Herz hochauf in wildem Jubel der neuen, noch nie empfundenen Leidenschaft.

Das argwöhnische Auge des Grafen Joseph hatte dieses Alles bemerkt; während er in das Textbuch zu blicken schien, wußte er den Augapfel so zu halten, daß er Beide immer im Blicke behielt. In seiner Seele hob sich wie eine listige, grimmige Schlange die Eifersucht empor, und zugleich stand mit einem Male Isabella so reizend, so begehrenswerth vor seiner Seele, daß er von diesem Augenblicke an in verliebtem Hasse sie zu erobern beschloß, und selbst auf die Gefahr seiner Freiheit hin.

In einer Menschenseele haben neben einander so viele Gedanken Raum, daß er zugleich ihren alten Adel mit dem seinigen der jüngeren Zeit angehörigen,

und seinen Reichthum mit ihren Verbindungen am spanischen Hofe abwog.

Während Alles in ihm so glühte und gährte, war seine Seele wie siedendes Blei, welches die fürchterliche Gluth mit dunkeln Häutchen bedeckt. Er hielt seine Augen so lange auf die Buchstaben des Textes, welche ihm wie Ameisen durcheinanderliefen, bis er wieder die Aufschrift: „l' inganno felice“ lesen konnte und daraus merkte, daß er seinen Blick wieder in der Gewalt hatte. Er fühlte an seine Stirn, sie war eiskalt, und nun trat er aus dem Schatten vor an die Brüstung der Loge, und fixirte mit dem Operngucker ruhig den Neugriechen. Kaum bemerkte jedoch Achilleus, daß er beobachtet wurde, so zog er sich zurück und drängte sich hinaus, um den Ausgang zu gewinnen, wo er Isabella beim Einsteigen in den Wagen noch einmal zu sehen hoffte.

Der Ritter, welcher hier den ganzen Hof von Madrid zu vertreten glaubte, stand jedoch an seinem Platze wie eingewurzelt mit geradeaus sehenden Augen, welche gar nichts zu bemerken schienen, doch war ihm nicht entgangen, daß verschiedene reichdecorirte russische Fürsten und Grafen, Joseph vertraute Grüße zugewinkt hatten. Wenn der Graf es

darauf abgesehen hatte, sich dadurch bemerklich zu machen und bei dem Ritter ein einflußreiches Ansehen zu gewinnen, so war ihm sein Vorhaben gelungen. Der Ritter legte seit diesem Abende etwas Feineres in sein Benehmen gegen den Grafen.

Jetzt ging jedoch der erste Act zu Ende, die Monarchen grüßten mit Verneigung das aufstehende Publikum und entfernten sich; Alexander führte die Kaiserin von Oestreich, und Friedrich Wilhelm die Erzherzogin Marie Louise bei dem Ausgange an ihre Wagen.

Die Entfernung der höchsten Herrschaften gab das Signal zum Aufbruche der übrigen Hoheiten, welche ihre Würde durch längeres Verweilen nicht gefährden wollten, ihnen schlossen sich auch der Ritter Malavilla mit seinen beiden Begleiterinnen und Graf Joseph an.

„Werden Sie," sprach Graf Joseph zum Ritter, „nunmehr Vertrauen fassen auf die Aufrechthaltung der absoluten Throne?"

„Ich habe," versetzte der Ritter, „daran gedacht, daß mein Herr und König in demselben Augenblicke, wo die übrigen Herrscher Europa's im Theater in Glanz und Macht vereinigt ruhig zusammensaßen, in schmachvollster Knechtschaft schmachtet und nach Rettung sich sehnt."

Bei diesen Worten traten sie aus dem Schauspielhause hervor; Achilleus stand seitwärts an dem einen Thürpfeiler des Ausganges. Der Graf warf ihm im Vorübergehen einen vornehmen, kalten Blick zu, Isabella aber ließ heimlich ihren Fächer fallen, welchen Achilleus schnell aufhob und an seiner Brust verbarg.

Joseph bemerkte diese Bewegung, aber schon drängte die herauswogende Menge sich zwischen ihn und Achilleus, welcher sich in ihren Wogen verlor.

Capitel 4.

Wer sich im Genusse des Schönen nicht stören lassen will, der muß sich hüten, in die heimlichen Werkstätte zu sehen, wo es bereitet wird. Wer sich an einer üppig süßen Frucht erquickt, der darf nicht nachgrübeln, woraus die Wurzeln die Säfte dazu unter der Erde bereitet haben. Doch, wer auch die Nachtseite der Mächtigen und Herrlichen kennen lernen will, der darf sich nicht scheuen, aus dem Lichtmeere des Veroneser Theaterabends dem Erzähler in ein düsteres Gewölbe nachzufolgen und dort den Chevalier Bartolo zu belauschen.

In diesem Gemache befindet sich kein einziges Fenster, es ist nur erhellt von einer Lampe, welche über der großen Tafel hängt, an welcher der Chevalier arbeitet. Vor ihm steht ein großer Kasten voll versiegelter Briefe, zu seiner Rechten ein Kohlenbecken,

auf welchem sich ein Kessel siedendes Wasser befindet. Er hält jetzt einen, mit einer Oblate versiegelten Brief eine Zeitlang über das Wasser in den heißen Dampf, betrachtet zuweilen das Siegel, hält es wieder in den Dampf, dann fährt er mit einem dünnen, scharfen Messer unter den Aufdruck des Petschafts hinein und der Brief ist geöffnet. Mit einem Blicke hat er den Inhalt überflogen, ihn wieder zusammengebrochen, auf die Stelle, wo die Oblate gelegen, mit einem kleinen Malerpinsel ein wenig Buchbinderkleister aufgetragen und den Brief wieder verschlossen, daß auch nicht das argwöhnischste Auge eine Verletzung des Siegels zu bemerken im Stande sein würde. Nach dieser Handhabung wirft er den Brief in einen zweiten Kasten, welcher neben ihm auf der Erde steht. Jetzt nimmt er einen andern, welcher mit Siegellack zugesiegelt ist. Der Chevalier macht damit wenig Umstände; mit einem heißen Messer löst er das Siegel von der Unterlage ab, öffnet ihn und liest.

Jetzt zieht derselbe seine Brieftasche hervor und copirt schnell den Inhalt; dann er bringt etwas heißes Siegellack, welches er am Feuer flüssig gemacht, auf die Stelle, wo das Siegel aufgelegen, drückt den Brief wieder zusammen, beschaut lächelnd sein Meisterstück

am Lichte und wirft ihn dann in den Kasten auf der Erde.

Er nahm jetzt einen andern Brief, welcher ihm besonders geschickt couvertirt schien; kaum hatte er jedoch das Siegel an der Lampe besehen, so sagte er für sich: „Von dem Grafen? — Du zuerst darfst nicht ununtersucht passiren; aber mit welch' verdammt feinem Lack, welcher dazu noch oblatendünn aufgetragen, hat er den Brief versiegelt! Also an den Präsidenten, den alten Fuchs, ist er gerichtet? — Dieser Brief gehört vor mein eigenes Gericht!" — Während er sich so mit sich selber unterhielt, hatte er verschiedene Stempelstöckchen, in welchen immer unten ein Ausschnitt sich befand, um ein Petschaftblatt aufzunehmen, über das Siegel probirt; eins davon paßte. Er knetete nunmehr Wachs, drückte es auf das Siegel, nahm es ab, bestrich es dann mit flüssigem Gyps und paßte den Stempel darauf. So ließ er es eine kleine Weile stehen, während er andere Briefe untersuchte, und entweder ohne Weiteres in den Kasten warf, oder erst dann, wenn er sie geöffnet und übersehen hatte.

Jetzt aber löste er das Stempelstöckchen vom Wachse ab und fand, daß das Siegel rein ausgedrückt war. Schnell war das Siegellack mit dem heißen

Messer abgeschabt und der Brief geöffnet. Der Chevalier las:

„Der Chevalier Bartolo, der Corse, ist wieder zum Rapporteur angeworben. Er und seine Agenten sind thätig in allen Regionen der Gesellschaft, um Ihren vielbeschäftigten Freund allwissend zu machen. Da es aber immer gefährlich bleibt, einem so unternehmenden Menschen sich anvertrauen zu müssen, so bitte ich Eure Excellenz, den Franzosen Arnaud mir zusenden, damit er den Chevalier beaufsichtige. Noch frage ich an: auf welche Weise Dieselben seinen Mund zu versiegeln gedenken, wenn ich ihn nach Beendigung des Congresses Ihnen zusenden werde?"

Der Chevalier zuckte empor und murmelte: „Pest und Teufel! ist es so gemeint? Ich danke verbindlichst, Herr Graf, für die Beaufsichtigung und das Mundstopfen! Ich danke!" — Sein Gesicht verzerrte sich jetzt zu einem häßlichen Lächeln. Er verschloß, während er wüste Worte in sich hineinmurmelte, wieder den Brief mit dem in Gyps geformten Siegel und warf ihn mit verächtlicher Miene in den Kasten.

Er nahm jetzt wieder andere und immer andere Briefe, öffnete sie mit den verschiedenartigsten, niedlichen Instrumenten, bald so, bald anders, zeichnete daraus Einiges in seine Brieftasche auf, schloß sie wieder, nahm wieder andere, deren Aufschrift schon allen Verdacht beseitigte, als wenn der Inhalt von besonderem Interesse für ihn sein könnte, und warf sie zu den andern, welche besichtigt waren.

So arbeitete er bis tief in die Nacht hinein.

Endlich kam er mit seiner Beschäftigung zu Ende. Er nahm ein Glöckchen und schellte damit. Auf dieses Zeichen trat ein höckriges, einäugiges Männchen herein. „Das dauerte lange," flüsterte er, „das war heute eine Henkersarbeit!" —

„Schweig! Schwätzer. Hier hast Du Dein Schloß vor den Mund! und kann die Zunge sich dann noch nicht bändigen, — so —"

Der Chevalier sprach den Satz nicht aus, sondern machte nur eine drohende Bewegung mit der Hand. Der Alte lächelte schüchtern, und sagte: „ei, was geht das Alles mich an? — Ich bin ein armer, alter Kerl, den die Welt zeitlebens mit Füßen getreten hat, und ich sehe nicht ein, warum ich nicht das Bischen Glück,

das ich da zum erstenmal in Eurer Hand finde, nicht hinnehmen soll!"

""Alle Briefe hier gehen an ihre Adressen!""

Der Alte nahm den Briefkasten und entfernte sich. Der Chevalier aber setzte und legte Alles in Ordnung, nahm dann seine kleine Blendlaterne, welche er anzündete, löschte die herunterhängende Lampe, die stumme Vertraute seiner stillen Arbeit, aus und begab sich hinweg.

Jetzt schlugen von Außen die Thüren zu, der Schlüssel drehte sich im Schlosse um, und dann verhallten die Schritte des Chevaliers im Corridor.

Es war nun im Gewölbe todtenstill; nach einer Weile aber regte es sich in allen Winkeln, viele kleine glitzernde Augen begannen zu blitzen, jetzt sprang es auf den Stuhl und jetzt auf den Tisch, und nun bildete sich ein Kreis von Ratten um das warme Kohlenbecken. Eine um die Andere schien sich ihr Pfötchen zu wärmen, während viele Andere die Köpfchen zusammensteckten und von wunderlichen Dingen und umgehenden Gespenstern sich schauerliche Geschichten zu erzählen schienen.

Ein ebenso heimlicher Congreß fand in einer einsamen verfallenen Hütte, außerhalb der Stadt, in einem

verwilderten Garten statt. Der Mond war untergegangen und der Himmel war dicht umwölkt, ein feiner, schauriger Regen wehte mit kalter Novemberluft über die Eisberge der Alpen herüber. Verona lag öd und lichtlos wie ein großer, trauriger Kirchhof unten zwischen den Festungsmauern. An der Hütte im Garten zog die Etsch zur Stadt hinunter, um ihr Leid und ihre schluchzenden Wellen hineinzugießen in das adriatische Meer.

Ueber die eingefallene Mauer des Gartens durch Nesseln und Brombeergebüsche krochen jetzt zwei verhüllte Männer.

„Wir kommen doch nicht fehl?“ murmelte der Eine; „wir sind am Ziel!“ der Andere.

„Ein abscheuliches Wetter!“

„„Es meint es gut mit uns und giebt uns Sicherheit.““

„Hu, da liegt ein Mensch im Grase!“

„„Eine umgestürzte, verwitterte Statue. Halt Dich links!““

„Wo bist Du?“

„„Hier! hier ist meine Hand, Bojonna!““

„Aber wo ist endlich das Haus?“

„„Wir stehen gleich' davor; — hier kriech durch, ich biege eine Cypressenstaude zur Seite.““

Mit diesen Worten nahten sich beide der verfallenen Hütte.

In dieser waren schon drei andere, in Mäntel verhüllte Menschen versammelt. Auf dem zerbröckelten Estrich stand eine verdeckte Lampe, so daß ihr Licht nur einen schwachen Dämmerschein in ihrer Nähe verbreitete, und die Wände unbeleuchtet blieben. Vor der Lampe stand ein Kästchen, sonst war weiter kein Gegenstand in dem öden Gemache zu erblicken.

Die drei umherstehenden Männer hatten ihre Hüte tief in die Stirne gedrückt und sich in ihre Carbonaromäntel gehüllt, so daß von den Gesichtern nur die wilden, brennenden Augen sichtbar waren.

Jetzt pochte es dreimal an die von innen verriegelte Thüre an. „Wer da?" rief der Eine der Vermummten, während jeder von ihnen eine Pistole herauszog, jedoch ruhig wieder beisteckte, als durch das Schlüsselloch geantwortet wurde: „la povera Italia!" — Die Thüre wurde auf diese Parole geöffnet, und herein traten die beiden andern Vermummten.

Nachdem sie sich gegenseitig mit Handschlag begrüßt hatten, stellten sich diese fünf Personen um die Lampe, und der, welcher zuerst gesprochen hatte, eröffnete die Versammlung mit der Anrede:

„Wo fünf der Unsern sich treffen, ist eine Loge versammelt. Bajonna von Neapel, woher kommst Du in der Stunde der Mitternacht?"

Einer der Zuletztgekommenen trat näher, enthüllte sein Gesicht, welches todtenbleich und eingefallen war, und entgegnete: „aus Ketten und Gefängniß, vom Mahle der Verzweiflung! Vom Todtenbette der Freiheit!"

„Wer kommt mit Dir?"

„„Die Geister Morelli's und Silvati's!""

„Todt? Beide todt?" murmelten die Vermummten entsetzt unter einander.

„„Todt, wie der Gott der Hoffnung! Ich bringe Euch ihren letzten Gruß! Mittwochs Abends vor drei Wochen waren die beiden Verurtheilten in die Capelle gebracht, wo sie umgeben von Priestern die Nacht zubringen mußten. Silvati lieh ihnen Gehör, beichtete und empfing die letzte Oelung.""

„Schmach über ihn!" riefen dumpf die Vermummten.

„„Vergebt ihm; denn furchtbar ist die Stunde vor dem Tode! Morelli, der brave Carbonaro ist verstockt geblieben, wie sie sagten; er ist ein Mann geblieben, spreche ich! Er hat ihnen gesagt in die blitzenden,

zuckenden Pfaffengesichter hinein: daß er nicht an die Kirche und ihre Dogmen glaube und die Priester verachte!""

„Morelli!" riefen die Vermummten — „Bewunderung und Ehre seinem Geiste!"

„Donnerstag um 7 Uhr Morgens," fuhr Bajonna fort, „wurden beide hinaus vor das Thor von Capua geführt. Man hat ihre Augen verbunden, ihre Gesichter mit schwarzem Flor umwunden, ihre Schuhe und Strümpfe ausgezogen, und sie in Oberröcke von grobem schwarzen Zeuche gesteckt. Mit festen, ruhigen Schritten gingen sie der Guillotine entgegen. Zwei Priester, mit dem Crucifix in der Hand, gingen ihnen zur Seite."

„Als Silvati an das Blutgerüst gelangt war, kniete er auf die Stufen nieder und betete mit seinem Priester. Morelli blieb stehen, weigerte sich, dem geistlichen Zuspruch das Ohr zu leihen, und rief: er will mich betrügen! Als der Priester ihm abermals mit den Worten: Gott ist gerecht! zuzusprechen anfing, erwiederte Morelli: nicht für mich; ich war stets ein ehrlicher Mann und sterbe doch wie ein Verbrecher! — Dann stürzte er nieder auf die Kniee und warf sich mit dem Rufe: es lebe Italien! unter die

Guillotine. Seinem entseelten Körper ist ein Grab in geweihter Erde versagt worden.""

Jetzt schwieg Bajonna, die Umstehenden schauerten in sich selbst hinein; der Sprecher aber fragte weiter: „sind die übrigen Brüder sicher?" —

„„Das Beil," versetzte Bajonna, „züngelt über dem Nacken Aller, welche nicht entflohen sind.""

„Welche Hoffnung bringst Du für die Zukunft mit?"

„„Keine! Ich komme, um Rache zu fordern für Morelli und Silvati!""

„Rache?" fragten die Vermummten.

„„An dem Einen, der uns Alle in das Verderben gestürzt hat! Hört an!""

„„Zu Anfange des vorigen Jahres erschien in Neapel ein Chevalier Bartolo, dem Anschein nach einer der begeisterten Anhänger der guten Sache. Er wußte als alter französischer Officier das Vertrauen mehrerer Eingeweihten zu erwerben, und so gelang es ihm, sich in unsere Loge aufnehmen zu lassen. Doch bald erregte er die Aufmerksamkeit des namenlosen Oberen. Schon waren die Dolchbrüder gewählt, ihn unsichtbar zu machen, als er plötzlich in einer Nacht mit den wichtigsten Papieren verschwunden war. Am nächsten Morgen wurden die

tüchtigsten Bundesmitglieder verhaftet und auf Thatsachen und Pläne hin, von welchen nur der Chevalier wissen konnte, gerichtet und zum Schaffot oder der Galeere verdammt. In der letzten Versammlung am Avernersee erhielten wir aus England die Botschaft, daß der Chevalier im Solde des Grafen Joseph als dessen geheimer Polizeispion und Agent stehen solle.

„Er sterbe!" riefen die Vermummten.

„Er sterbe!" — er ist wieder hier während des Congresses in Verona, um das Netz des Verderbens weiter zu stricken! — Silvati fordert von Euch des Mannes Blut!"

„So frage ich die Loge: ist der Mann des Todes schuldig?"

„Schuldig! Schuldig! Schuldig!"

„Werft das Loos!" rief der Sprecher, kniete nieder und ließ drei Würfel auf den Boden rollen. Ein Anderer zählte die Augen und rief: „sieben!" —

Jetzt warf der Zweite, dann Bajonna. Kaum übersah dieser die Würfel, so zuckte er krampfhaft zurück, starrte wieder auf die Augen der Würfel hin und stöhnte fast kaum vernehmbar: „es ist ein Pasch von fünfzehn!" —

Jetzt warfen auch die zwei Uebrigen. Der Wurf Bajonna's blieb der beste.

„Bluträcher, tritt vor!" rief der Sprecher, indem er sich das Kästchen aufschließen ließ, es öffnete und einen weißen Todtenkopf daraus hervorhob.

„Fürchtest Du den Tod?"

„Nein! Nein!"

„Lege die drei Finger der rechten Hand auf diesen Schädel und schwöre:

„Bei dem lebendigen Herzen in meinem Leibe schwöre ich, den Chevalier Bartolo als Spion und Verräther zu tilgen von der Erde; verflucht sei seine Seele, sein Odem, sein Gebein! Wie ich verflucht sein will, lebt der Verräther noch drei Mondes-Wechsel lang!"

Der Bluträcher sprach schwörend diese Worte nach.

„Schwöre weiter:

„und sollte ich aus Feilheit, Feigheit oder Schwachheit einem Richter, einem Priester oder einem Schergen, oder sonst wem den Namen eines Bundesbruders nennen, so biete ich mein Haupt der Keule, meinen Hals dem Strange, meine Brust dem Dolche und mein Andenken der Schande! — Ich will Verrath und Meineid von mir wenden

und lieber ehrlich sterben, als schuftig leben. Amen."

Als der Bluträcher auch diese Worte gesprochen hatte, umarmten und küßten ihn alle Uebrigen.

Dann entfernte sich Einer nach dem Andern, der Letzte löschte die Lampe aus, nahm das Kästchen an sich, und verschloß die Thür des verfallenen Gartenhauses, in welchem nichts vom Leben zurückblieb, als die Schwämme, welche ungestört fortwucherten in dem tropfenden Moder der Wände.

Capitel 5.

Achilleus hatte sich spät in der Nacht auf sein Lager geworfen, welches auf dem Estrich seiner Stube bald gefunden war. Ein Teppich und seine Kapuze, in welche er sich wickelte, genügten ihm. Wie er sein Gebet zur heiligen Panagia gesprochen hatte, war es ihm, als sehe er sie riesig hoch über dem Taygetes herüber wandeln, in der rechten Hand Zepter und Schwert und in der linken als Reichsapfel die Sonne von Griechenland, unter ihren Füßen den türkischen Mond. Wie so die Panagia hinwandelte, sah er ihr goldnes Haar wie Ströme über Bergesrücken herunterwallen und ihr blaues, langherabfallendes Gewand über das wogende Meer dahinschleppen. Indem er den Saum ihres Gewandes küßte, war es ihm, als sänke er tief hinab, bis ihm die Sinne vergingen und er nichts mehr vernahm, als den Ruf

des Kukuks von den kockcygischen Bergen und den Schlag der Wachtel aus weiter Ferne. Jetzt streifte das Gewand der Panagia über duftende Kornfelder und Weinreben und über unendlich purpurglühende Rosengebüsche, aus welchen wie tönende Meßnerglöckchen Schwärme von Nachtigallen singend emporflogen, — und in die wasserfrische Luft von Meer, Gebirg, Quellen und Strömen goß der an Berghängen blühende Thymian, der Rosmarin und das Geißblatt neuen Duft, daß seine Brust vor Entzücken sich schwellte und seine Seele trunken jauchzte: Hellas! mein Vaterland!

Da kam es ihm vor, als würde plötzlich von seinem innern Auge ein Schleier hinweggezogen, und unter sich sah er die Hörner des Parnasses, den Golf von Korinth, nordwärts und jenseits der Ebenen von Thessalien den Olymp mit dem krystallenen, schneeglänzenden Gipfel und weithin Achaja, Argolis, Elis und Arkadien und das unendliche Meer. Nun verwirrten sich wieder die Bilder in seiner Seele, betäubt vom Rauschen der Wälder und der Gewässer. Da war es ihm endlich deutlich, daß er mit vielen tausend anderen Jünglingen, welche sich die Stirn mit Rosenkränzen umwunden und dem Tode geweiht hatten,

in den heiligen Kampf gegen die türkischen und ägypti=schen Paschen zog. Wie ein weißes Mohnfeld lag unter ihnen ausgebreitet mit unzähligen Zelten das Lager der Barbaren. Es war Nacht, und doch Alles deutlich zu sehen, denn die Panagia hielt ein Schwert hinunter, welches wie ein Meteor hellaufleuchtete, jetzt aber wieder verschwand und Alles in Nacht und Dunkel begrub. Sie zerbrachen jetzt die Scheiden ihrer Schwerter und flüsterten unter einander: Sieg oder Tod! Dann bestimmten sie das große Zelt in der Mitte des Lagers zum Sammelpunkte und in ein=zelnen Abtheilungen schlichen sie behutsam hinun=ter. Auf den nachgeahmten Ruf der Nachtigall, welcher jetzt erscholl, wurden die schlafenden Wachen niedergestreckt, auf einen zweiten Ruf würgten ihre Schwerter mitten im Lager und nun wogte Alles in Finsterniß und Kampf gräßlich durch einander. Jetzt wurde sein Traum sinnlos und chaotisch; nun aber hörte er Flöten, Trommeln und Siegesjubel. Aus den Dörfern und Städten stürzten Greise, Weiber und Kinder heran und lösten die Ordnung des Heeres. Jeder seiner Kameraden drückte einen jüngeren Bru=der oder Schwester, oder sein Weib, oder seine Braut an sein Herz, nur er war allein. Jetzt theilten zwei

weiße Arme den an der Straße neben ihm blühenden Oleanderbusch, und sie schlangen sich um seinen Nacken, und er rief vor Freude laut weinend: „Isabella! Isabella!“ Mit diesen Worten wachte er auf. Der helle Tag hatte ihn überrascht und vor ihm stand Isabellens Duenna.

„Ja freilich,“ sagte listig lächelnd die Alte, „komme ich von Donna Isabella; freilich muß man gleich am frühen Morgen auslaufen, wenn der Don nicht merken soll, daß der schönste chinesische Fächer von der Welt verloren gegangen ist und ihn eine wildfremde Nation gefunden hat. Kann man euch Männern denn gleich trauen, Ihr habt den Weibern wohl schon mehr gestohlen als einen Fächer. Man muß Euch gleich hinterdrein sein und Euch auf die Finger klopfen, daß Ihr fremdes Gut wieder fallen laßt. Verstellt Euch nur nicht, als wüßtet Ihr von Allem nichts! — So sind sie Alle, erst mit Blicken und Rehfüßchen um die Dame herum, — bis sie ein sogenanntes Andenken gestohlen haben, um damit vor der Welt zu prahlen! Was denkt Ihr denn in Eurer grünen Jugend, als ob die Ehre einer vornehmen, schönen Donna nicht gehütet werden müßte wie das Kind im Augapfel! — Nur heraus mit dem chinesischen Fächer!

Ich weiche nicht von der Stelle, ich lasse mich nicht hinausbecomplimentiren!“

„Was haltet Ihr denn von mir? Ihr laßt mich ja nicht zu Worte kommen!“ versetzte lachend Achilleus, „aber setzt Euch ein wenig nieder, und laßt mit Euch reden; Ihr seid also die Duenna der schönen Isabella aus Spanien?“

„Aus Catalonien! Freilich ist sie schön wie ein Altartüchelchen! Ich will mich nicht eher setzen, bis ich den Fächer meiner gnädigen Isabella wieder bekommen habe. Es haben mehr Leute gesehen, wie Ihr, ja gerade Ihr, den Fächer aufgehoben habt.“

„Warum soll ich Euch den glücklichen Fund verläugnen?“ sagte Achilleus, nahm den Fächer, drückte einen Kuß darauf und gab ihn der Alten. Diese aber nahm ein seidnes Tüchelchen aus der Tasche und wischte die Stelle ab, welche Achilleus' Lippe berührt hatte und zankte für sich: „das nenne ich dreist! wenn das unser Don gesehen hätte, der arme Fächer müßte in das Feuer wandern.“ Mit diesen Worten schlug sie den Fächer auf, welcher so zart und fein aus dünnen Elfenbeinblättchen gearbeitet war, daß er wie aus zierlich gemusterten Brüsseler Spitzen verfertigt zu sein schien.

Während die Duenna sich das Aussehen gab, als betrachtete sie die seltsamen Figürchen der darauf befindlichen Drachen und Mandarinen, blickte sie durch die durchbrochenen, kleinen Zwischenräume und belauschte den Griechen, um aus seinem Gesichte und Mienen seine Gemüthsart kennen zu lernen. Er schien ihren Beifall zu haben. Achilleus, welcher errieth, daß die Alte ihn ausforschen wollte, glaubte nichts Besseres thun zu können, als sie zu gewinnen. Er nahm aus seinem Reisekästchen eine schöne Kette, an welcher türkische Goldstücke hingen, und ließ die Glieder spielend durch seine Finger gleiten, während die Duenna durch die Fensterchen des Fächers dem Spiele neugierig zusah.

Endlich nahm er das Wort: „habt Ihr nie gehört, daß selbst ein grausamer, stolzer, mächtiger Löwe sich an einem goldnen Kettchen herumführen ließ?"

„Viele Menschen," versetzte die Duenna, „lassen dieß umsonst an ihrer Nase geschehen, — was meint Ihr denn mit Eurer klugen Frage?"

„Ich möchte Euch diese goldne Kette mit den daran klimpernden Goldstückchen um den Hals hängen, und es müßte Euch sehr schön lassen, wenn ich damit Euren Schutz mir erwerben könnte. Bei den großen

Heiligen in unseren Kirchen weiß man gewiß, daß sie die Hände segnen, welche nicht leer zu ihnen kommen, aber die Menschen sind oft anders gesinnt."

„Wozu braucht Ihr," erwiederte die Duenna, „auch den Schutz einer alten Frau? — Ihr spottet recht herzhaft über mich!"

„Seid Ihr nicht täglich und stündlich um Donna Isabella? — Könnt Ihr nicht sprechen von mir?"

„Warum? Warum von Euch sprechen?"

„Weil es mich glücklich machen würde, wenn Isabella recht gut von mir dächte; daher wäre es sehr gut von Euch, wenn Ihr zu allererst mit ihr über mich in allem Guten zuweilen sprechen möchtet." Mit diesen Worten ließ Achilleus die goldne Kette in ihren Schoos fallen.

Die Duenna rief wie erschreckt: „San Jago! was soll ich mit dieser Pracht und Herrlichkeit? Das ist viel zu kostbar für mich, und Ihr müßt am Ende es bereuen, so einen großen Schatz weggeworfen zu haben."

Achilleus, welcher die Absicht der Alten errieth, bedachte sich nicht und erzählte: „mein Oheim hat fünf Schiffe auf dem Meere, welche Getraide von Alexandrien nach Marseille führen, und im Peloponnes

besitzt er große, reiche Landflecken; ich bin sein zukünftiger Erbe."

„Also seid Ihr ein griechischer Marquis?" —

„Wir gehören zu den fürstlichen Geschlechtern der Phanarioten."

Die Alte hatte bei dieser Unterredung zuerst die Augen groß gemacht und den Kopf wohlgefällig herüber und hinüber gewiegt; dann hatte sie die Füße zurückgezogen und sich gehoben, jetzt aber stand sie und machte einen tiefen Knicks, während sie vornehm sich mit dem Fächer Luft zufächelte und mit ehrerbietiger Stimme sprach: „Fürstliche Hoheit geruhen, über Ihre Dienerin zu befehlen und meinen unterwürfigen Dank für die schöne Kette zu genehmigen; gern will ich, wie daran Glied an Gliedchen sich reiht, für Euch goldene Wörtchen an goldene Wörtchen fädeln, wenn Euch damit bei meiner Gebieterin gedient ist. Aber was meint Eure Hoheit, daß ich ihr sage?"

Achilleus wurde durch diese Frage verlegen, doch entgegnete er endlich: „ihr schönes Bild steht vor mir im Traume, welcher mit der Nacht beginnt und mit dem Tage nicht aufhört! und daß ich mir zu vergönnen bitte, in der Capelle im Dunkel des Einganges stehen zu dürfen, wenn sie vor dem Altare kniet und

betet. Das und Alles, wofür ich keine Worte habe, könnt Ihr zu ihr sagen, wenn Ihr an mich denken wollt."

„Dann wäre es wohl besser," erwiederte die Duenna, „daß Ihr morgen gegen Abend erst in die Capelle kämt, wenn das Abendgebet beendigt ist. Ich will Donna Isabella zu bewegen suchen, daß sie noch einen Rosenkranz durchbete, wenn unser Beichtvater Santello mit Don Malavilla und den Uebrigen sich schon wieder hinauf in die Zimmer begeben hat. Am Springbrunnen im Hofe könnt Ihr warten, bis ich Euch das Zeichen gebe, auf welches Ihr in die Capelle kommen könnt. Aber nicht wahr, ehrlich seid Ihr, und ehrlich meint Ihr es mit meiner lieben, herzigen Isabella?"

„Bei meiner Seele!" rief Achilleus und streckte alle fünf Finger empor.

„Das Alles will ich Donna Isabella erzählen!" rief die Duenna, machte einen Knicks, küßte seine Hand und entfernte sich! —

Capitel 6.

Arnold hatte auf dem Rumpelboden des alten Hauses so viele historisch merkwürdige Gegenstände aller Art, besonders verschiedene schöne ritterliche Waffen gefunden, daß er damit ein Raritätencabinet zu Stande brachte.

Antonio hatte ihm auf sein Begehren das eine Gemach, welches daran stieß, mit der schönen Aussicht auf das Castell St. Peter und die Ruinen der Theodorichsburg, zur Wohnung eingeräumt, damit er immer in der Nähe der Kunstschätze und Merkwürdigkeiten sein konnte.

Da er an keinem Vorfalle oder Gespräche, sondern mit Hingebung mehr an Personen Theil nahm, so gewann er bald Alle, die im Hause Antonio's aus und eingingen, vor Allen Francesca für sich, welche von ihm öfters sagte: sein Gemüth wäre wie frisches

Quellwasser; man könnte den fieberhaften Geist darin gesund baden.

Es war ihm vergönnt, stundenlang zu ihren Füßen zu sitzen und zu plaudern oder mit ihr zu singen, oder schweigend in ihr schönes Angesicht empor zu sehen.

So saß er auch heute wieder zu ihren Füßen, während sie aus den Saiten ihrer Zither mit einer Federspule abgerissene Klänge ritzte. Sie lachte dazwischen oft hell auf, denn Arnold war bemüht, die ganz besondere Art seiner Liebe zu ihr zu erklären; denn daß er sie liebe, behauptete er eifrig und fast erzürnt.

„Also wie ein schönes Gemälde liebt Ihr mich?" wiederholte jetzt Francesca fragend seine letzten Worte.

„Und doch wieder anders," versetzte Arnold, „ich liebe Euch wie ein beseeltes, lebendiges Gemälde!"

„Unsinn! ein Kind seid Ihr! Da bin ich ja wieder, was ich eben bin!"

„Habt Ihr nie eine schöne Blume geliebt, welche so zart und schön war, daß Ihr kaum schüchtern ihr zu nahen, am allerwenigsten sie zu berühren gewagt hättet?"

„Wenn ich nun sagte — es fällt mir aber nicht ein — Arnold, da ist meine Hand, stecke einen Ring daran und ich bin Dein Weib!“

„Das wäre so, als wenn die Gottheit für ein Gärtchen, das ich übersehen kann, mir den Sirius oder einen andern Stern als Rittergut in Lehn geben wollte. Das Geschenk erdrückte mich! Ich liebe Euch, wie man den Frühling liebt, man weiß, daß man ihn nicht fesseln, nicht besitzen kann; mit Blumen, Düften und Nachtigallen rauscht er beseligend vorüber und lange sehen wir ihm wehmüthig nach, aber zu fesseln ist er nicht! Den Frühling liebt man um Luft und Klang, Blüthe und Duft —.“ —

„Also doch mit Eigennutz; Ihr müßt mich doch noch anders lieben? Denkt darüber nach.“

„Darf ich nicht in Euer schönes Antlitz, nicht in die schwarzen Sonnen Eurer Augen blicken? nicht Eure Stimme vernehmen? Eure Haltung, Euren Gang bewundern? die leiseste Schwingung Eurer schönen Seele ahnen? — Ist das nicht genug? — Und frage ich weiter noch, so habe ich nur einen einzigen verwegenen Wunsch dazu!“

„Dürft Ihr ihn nicht nennen?“

„Zürnt Ihr, wenn er albern und vielleicht toll ist, oder wenn er gar täppisch beleidigen sollte?“

„Nein! aber sprich ihn nur aus! Mißfällt er mir, so habe ich ihn nicht gehört.“

Arnold sah für sich hin und sprach fast stotternd: „Wenn es Euch je einfallen sollte, alle die Herrlichkeit, welche ich jetzt vor mir blühen sehe, wegzuschenken, um vielleicht damit einen Krösus reich zu machen, dann möchte ich die Erlaubniß haben, mir vorher von dem blüthenüberschütteten Rosenstrauche nur ein Blättchen nehmen zu dürfen, um es in meiner Seele wie in einem Stammbuche aufzubewahren, um von so großem Reichthume ein Scherflein für die Erinnerung zu retten!“

Francesca wurde bei diesen Worten nachdenkend und schwermüthig. Es entstand eine ängstliche Pause; endlich fuhr sie mit der Hand über die Stirn, strich die ihr in das Gesicht fallenden Locken hinweg und fragte: „habt Ihr nicht schon einmal geliebt?“

„In meiner frühesten Jugend, ja!“

„So erzählt mir Eure Liebesgeschichte, während ich über Eure Verwegenheit nachdenken will.“

„Wäre es mir nur möglich,“ erwiederte Arnold, „vor Eure Seele einen deutschen Tannenwald zu zaubern,

denn dieser gehört nothwendig dazu. Ich wurde in einem Gebirgsdorfe geboren, welches von Waldung rings umgeben war. Die meisten Leute darin lebten von ihren Rinderheerden, welche in den Busch auf die Weide getrieben wurden. Auch ich mußte schon als neunjähriger Knabe die Heerde allein hineintreiben in den großen, schauerlichen Wald und vom frühen Morgen bis zum Rufe der Abendglocke sie hüten. Meine Mühe ward aber sehr erleichtert durch einen alten, großen Hund, welcher nie ein Stück abirren ließ und die Heerde, wenn sie sich einem Abgrunde näherte, mit gewaltigem Bellen zurücktrieb. Da der Wald meilenweit sich in das Gebirge hineinstreckte, so mußte der Hund oft nur allein den Weg wieder zurückfinden. Ich konnte mich ganz auf das treue Thier verlassen und sorglos die Nester der Vögel ausspüren oder die Quellen aufsuchen, deren Gewässer dem Thale zuströmten, um dort entlich einen Fluß zu bilden, oder die Hirsche und Rehe belauschen, wenn sie durch den Wald sicher in Rudeln vorüberzogen. Ich brauchte blos auf die Glocke, welche die schönste Kuh am Halse trug, oder auf das Bellen des Hundes zu hören, um wieder im Augenblicke bei der Heerde zu sein. Dazu wird in der Einsamkeit des Waldes

das Gehör so fein, daß man stundenweit den Ruf eines Vogels oder Wildes vernimmt. Einst aber entdeckte ich eine große, purpurrothe Blume, welche ich noch nie gesehen hatte. Ich beugte mich zu ihr nieder und sah in ihren Kelch hinein, doch zugleich stieg mir ein so süßer, betäubender Duft entgegen, daß mir alle Sinne davon trunken wurden. Wie ich so immer unverwandt hineinsah, legten sich plötzlich die Fädenbüschel und Trobbeln darinnen auseinander und mir war es, als wenn ich wie durch ein Fenster hineinsähe in ein durchsichtig goldenes, mit Diamanten übersäetes Gewölbe, in dessen Mitte in einem blaßgrünen Gewande ein Mädchen zu schlummern schien. Ich rief endlich hinunter: „Guten Tag! guten Tag! Schlaf doch nicht am hellen, lichten Tage, Du kleines Mäuschen!" — Da that das Kind ein Paar große, wunderblaue Augen auf und sah mich lange an. „Willst Du denn nicht mit herauskommen und herumspringen?" Da stieg das schöne Kind wie auf kleinen, krystallenen Stufen herauf und bis zum Fenster, durch welches ich hineinsprach, und sagte: „„sei nur endlich still; denn wenn Du meine Großmutter aufweckst, so darf ich auch morgen nicht hinaus!""

„Wenn Du aber auch morgen ganz gewiß kommst?"

„Morgen, wenn Du wieder hierherkommst, brich die Blume ab, aber mit hinweggewendeten Augen und wirf sie rückwärts in das fließende Wasser; dann suche die Quelle, von woher das Wasser kommt und Du wirst mich finden. Du darfst aber keinem Menschen davon sagen, was Du jetzt gesehen und gehört hast, auch von mir nie, nie etwas erzählen; denn sonst darf ich nicht mehr zu Dir kommen."

„Jetzt fielen die Fäden und Troddeln wieder am Fenster herunter und das Kind war verschwunden, aber zugleich war auch die Abenddämmerung schon angebrochen und meine Heerde verschwunden. Ich horchte und horchte, aber ich vernahm weder das Bellen des Hundes, noch das Tönen der Glocken. Ich fing laut an zu weinen und zu klagen und lief auf das Geradewohl durch den Wald, um zu meiner Heerde zu kommen. Bald glaubte ich den Hund, bald die Kuhglocke zu hören, aber immer wieder hatte ich mich getäuscht. Endlich ward es Nacht und ganz still im Walde, daß ich die Bäume athmen hörte. Der Mond war aufgegangen und sein Schein fiel wie Schnee durch die Baumzweige auf das Moos. Bald kroch ich durch niedriges, wildverwachsenes Gebüsch im moorigen Grunde, wadete durch die kleinen Wald=

bäche, kletterte wieder steile Berge hinan, indem ich mich von Ast zu Ast hinaufzog, um vielleicht oben eine Aussicht zu haben; — aber ich sah nichts, als weiten, großen Wald. Jetzt kniete ich nieder und bat den guten, lieben Mond, daß er mich heimführen möchte. Ich war so in Wehmuth und Gebet versunken, daß ich endlich darüber eingeschlafen und in das weiche Moos gesunken war. Meine Verzweiflung ließ mich so fest schlafen, daß ich nicht eher aufwachte, bis die Strahlen der Morgensonne mich auf die Augenlider tippten."

„Aber wie seltsam ward es mir zu Muth, als ich mich jetzt gerade wieder auf derselben Stelle befand, von welcher ich gestern ausgegangen war, und da, wo gleich vor meinen Füßen die große, rothe Purpurblume aus dem hohen Moos herausblühte!"

„Ich brach die Blume schnell ab und warf sie in den vorüberfließenden Bach. Dann begab ich mich wieder auf die Wanderschaft und ging dem Gewässer immer entgegen, tief, tief in den dunkeln Waldgrund hinein, welcher immer enger ward, so daß ich endlich im Bette des Bächleins fortwaden mußte. Nach einer Weile endlich schob sich ein großer, hoher Berg, an welchem das Wasser herunterrieselte, vor mir empor."

„Ich kroch durch die Büsche hinauf und immer weiter, bis ich an einen großen Stein kam, unter welchem die Quelle des Baches hervorrieselte. Ich bohrte mit dem Finger hinein, um mich ganz gewiß zu überzeugen, daß hier der Anfang des Baches sei, als ich über mir ein Lachen hörte wie das eines Lachtäubchens. Ich sah empor, und oben auf dem Steine saß das Blumenkind. Es war heute nicht mehr so kostbar angezogen, wie Tags vorher, es hatte nur ein grünes Kleidchen an und ein Strohhütchen auf dem Kopfe; aber seine großen, blauen Augen und die langen Haare, welche ringsherumfielen wie ein goldner, langer Schleier, hatte es immer noch."

„Ich sagte: wer bist Du denn? — „„Du bist aber einmal neugierig, versetzte die Kleine, habe ich Dich doch auch noch nicht gefragt, wer Du bist?““ Du kannst mir es doch sagen, da könnte man Dich doch bei dem Namen rufen. „„Nun sei nur wieder gut, erwiederte das Mädchen, meine Großmutter ist die Kräuterfrau, und ich laufe mit ihr den ganzen Tag im Walde herum und suche Baldriam, Ehrenpreis, Waldmännchen, Wachholderbeere und allerlei Wurzeln, welche Krämpfe oder Blut stillen, die trägt sie dann weit hinaus in die Stadt zu dem Apotheker,

der kauft ihr Alles ab; — und ich heiße Vrenli; — wie aber Du?““ — Arnold, entgegnete ich, und hüte meines Vaters Rinder, welche mir gestern fortgelaufen sind, als ich durch das Blumenfenster zu Dir hineinsah. „„Ich weiß nicht, was Du willst! versetzte das Kind, aber willst Du nicht mit mir zu meiner Großmutter gehen und zu Mittag mitessen?““ Was gebt ihr mir denn? fragte ich. „„Was wir unterwegs finden!““ sagte sie.“

„Wir gingen jetzt mit einander immer tiefer in den Wald, den hohen Berg hinauf. Unterwegs fanden wir eine Waldstrecke, welche vor langen Jahren abgebrannt war und jetzt von würzigsüßen Erdbeeren wie mit Scharlach weithin bedeckt lag. Wie Ameisen waren wir darüber her, pflückten Beeren um Beere, bis unsere Hüte ganz und gar davon voll waren. Wir zogen nun weiter fort und schwatzten wie die Vöglein tausenderlei durcheinander. Endlich kamen wir an eine sonnige Stelle, wo viele schöne, braune Schwämme standen, Vrenli nahm den einen, brach ihn entzwei und als Milch daraus heruntertropfte, sagte sie: „„nun sammle mir die kleinsten hier in meine Schürze!““ Es dauerte nicht lange, so trug sie die zusammengefaßte Schürze voll.“

„Als wir bald den höchsten Gipfel des Berges, erreicht hatten, sahen wir blaue Rauchwolken emporqualmen. „„Dort, versetzte Brenli, ist unser Waldhaus, wo die Großmutter kocht.““

„An dieser Stelle starrten uralte, himmelhohe Fichtenbäume empor, an welchen Moos in langen Zotten mit tropfendem Harze herunterhing, ellenlang, daß sich die Aeste bogen. Die Bäume verschränkten ihre Aeste immer dichter und dichter, so daß man endlich gar nichts mehr vom Himmel sehen konnte, und es mir war, als ginge ich in einer dunkelgrünen Kirche herum, durch eine Thür in die andere und von einer Capelle in die andere hinein, und von Säulengang zu Säulengang. Das Moos wurde endlich so hoch, daß man wie auf grünen Sammetpolstern ging und wir einmal um das andere uns hineinsetzten, um zu versuchen, wie tief wir hineinsänken.“

„„Jetzt aber, sagte Brenli, warte hier! ich will mit meiner Großmutter d'rin reden, damit sie nicht zankt, wenn Du gleich mitkommst!““

„Ich blieb stehen, Brenli bog die Zweige auseinander und verschwand dazwischen.“

„Da ich sie jetzt mit ihrer Großmutter sprechen hörte, so schlich ich ein wenig vor und lugte durch

das Zweiggitter hinein. Wie erschrak ich aber, als ich die alte Großmutter erblickte. Sie saß an einem Feuer, welches sie mit trockenen Tannenzapfen unterhielt. Schräg über waren drei Pfähle in die Erde gestoßen, welche oben zusammenliefen und an einer herunterhängenden Kette einen Kessel über die Flamme hielten. Sie hatte mir erst den Rücken zugewendet, jetzt aber sah ich ihr Gesicht. Es schien nur aus einer krummgebogenen Nase zu bestehen, denn das Kinn bog sich bis zur Spitze hinauf, so daß man nichts vom Mund zu sehen bekam, und die Wangen waren so eingeschrumpft, daß sich die Falten vom Nasenrücken bis zu den Ohren zogen. Die Augen, welche von herunterhängenden, grauen Augenbrauen ganz verhangen waren, glitzerten daraus hervor wie grüne Funken."

„Erst konnte ich nicht verstehen, was sie sprach, aber endlich vernahm ich doch den Sinn ihrer Rede. Ich lauschte und hörte sie fragen: „„ist er denn auch hübsch fett?"" Vrenli entgegnete: „„pfui über Dich, alte Sündengroßmutter! Hast du nicht gesagt, Du hättest kein Menschenfleisch mehr gegessen, seitdem Du in der Kirche getauft worden wärest; und das heilige Wasser habe Dir allen Appetit darnach abgewaschen!

Großmutter! Großmutter! denk daran, wie im vorigen Winter der heilige Christophorus Dich mit einem ausgerissenen Tannenbaume schon um eines Fluches willen in der Nacht so abgebläut hat, daß Du am Morgen wie todt dalagst.""

„„'s ist wahr! 's ist wahr! versetzte die Alte, ich bin getauft, ich bin eine Christin und glaube an die Vergebung der Sünden, an die Auferstehung der Todten und meiner Seele Seligkeit!"" —

„„So schwöre mir: daß Du ihm nicht schaden willst an Leben und Leib!"" —

„Die Alte zögerte, da nahm Vrenli einen Feuerbrand und sagte: „„so brenn' ich Dich damit in die Augen!"" —

„„Ich schwöre! schrie die Alte, ich schwöre schon!""

„Nun kam Vrenli zu mir zurück, sprach mir Muth ein, als sie bemerkte, daß ich am ganzen Leibe zitterte und ging mit mir hinein zu ihrer Großmutter, welche gar nicht that, als sähe sie mich."

„Unfern des Feuers standen zwei mächtige Fichtenbäume, welche aussahen wie Kirchenthürme, zumal ihre Aeste fast bis auf die Erde reichten. Vrenli führte mich darunter und sagte: „„dort oben ist mein Haus!""

„Ich bemerkte jetzt, daß von der einen Fichte zur andern starke Aeste so zueinander gewachsen waren, daß sie eine natürliche Leiter bildeten bis hinauf in die Wipfel. Vrenli und ich stiegen lustig hinauf und immer höher, bis wir zwischen zwei Aesten durchkrochen und uns bald in einer Reiserhütte befanden. Durch die Aeste, welche wie die Felgen eines Rades um die Axe des Baumes herumgingen, hatte Vrenli's Großmutter nach Art der Korbmacher andere Aeste geflochten, daß ein tüchtiger Fußboden fertig geworden war. Wo die Aeste schwank wurden, hatte sie Stützen darauf befestigt, welche in einer Gabel den oberen darüberstehenden Ast trugen, so daß diese Stäbe und die wieder zwischendurch geflochtenen Zweige eine Wand bildeten, in welcher sich nach jeder Himmelsgegend hin eine Fensteröffnung befand. Die Decke war ebenso wie der Fußboden geflochten.“

„„Dieses Stübchen, sagte Vrenli zu mir, mußte mir meine Großmutter machen; sie kommt aber nicht herauf zu mir, weil sie sich so gar sehr vor dem heiligen Christoph fürchtet, der vom Himmel heruntersieht.““

„Dicht am Stamme stand ein Topf, über welchem Rinnen am Baume angebracht waren, und daran

herunter rannen schwer und langsam große goldene Tropfen.“

„Ich fragte Vrenli: was ist denn das?“ —

„„Tauch nur einmal den Finger hinein!““

„Das that ich, kostete und merkte, daß es Honig war. Ich fragte, woher es käme, daß Honig herunter laufe? — Sie sagte: „„Hörst Du denn nicht das Summen über uns? Ein Bienenschwarm hat sich oben in den hohlen Stamm hineingebaut; wenn die Sonne heiß darauf scheint, so fließt der Honig am Stamme herab. — Willst Du die Bienen einmal sehen, alle mit einander?““

„Wenn sie mir nichts thun, versetzte ich.“

„„Stelle Dich nur ganz ruhig dort in den Winkel;““ sagte sie, nahm aus einem schwarzen Kasten ein elfenbeinernes Pfeifchen und blies darauf eine wunderseltsame Melodie.“

„Auf einmal kam eine großmächtige Biene mit kleinen Flügeln herein und hinterdrein Bienen um Bienen, daß sich die Luft verdunkelte. Während sie das Pfeifchen nur mit der linken Hand an die Lippen hielt und blies, setzte sie die Bienenkönigin sich auf den Kopf, und nun kamen die Bienen, und eine hing sich mit den Füßen an die andere, bis sie im Zopfe Vrenli

den Rücken bis auf den Boden herunter hingen. Jetzt aber nahm sie die Bienenkönigin auf ihre Hand, setzte sie wieder hinaus vor das Fenster, blies dreimal gellend in das Pfeifchen und mit Summsumm und Brummbrumm flogen alle wieder fort."

„Jetzt steckte die alte Großmutter aus der Thüröffnung ihr Nasengesicht und sagte: „„wollt ihr denn gar nichts essen? — kommt herunter ihr Honigvögel, sonst fluche ich euch die Windsbraut in den Wipfel, Hagelschlag und Blitz!""

„„Großmutter, hüt' Dich! rief Vrenli, denn dort kommt Sanct Christoph mit dem Baumstamm!""

„„Au weh! Au weh!"" schrie die Alte und rutschte wieder hinunter; wir aber stiegen ihr nach."

„Unten war ein viereckiger Steinblock mit Laub bedeckt, darauf lag ein großmächtiges Stück Fleisch."

„„Schon wieder Bärenfleisch?"" fragte Vrenli und rümpfte das Näschen."

„„Wodan und Thor! brummte die Alte, die Vöglein soll ich nicht rupfen und dem Häslein und Rehlein nicht das Jäckchen ausziehen, wie kann ich nun etwas anderes braten, als Bärenfleisch? Schlangenfleisch magst Du auch nicht essen! und auch nicht wilde Katz' und Fuchs!""

„Ich hatte großen Hunger und ließ mir den Braten gut schmecken, der mit Waldkräutern so kräftig gebraten war, daß ich in meinem Leben noch nichts Besseres gegessen zu haben glaubte. Als Brod aßen wir dazu geröstete Schwämme und geschmorte Heidelbeeren."

„Als die Alte sich aber den Mund mit ihren grauen, langen Haaren abwischte, verlor ich den Appetit."

„„Trinkt der Bub' auch Kaffee?"" fragte mich die Alte."

„Manchmal, versetzte ich, wenn zu Hause wieder ein Brüderchen oder ein Schwesterchen auf die Welt kommt."

„Aus einem geräumigen Loche in der Erde holte sie jetzt eine Schachtel voll gebrannten Kaffee heraus und warf eine gute Hand davon in das Wasser, das im Topf am Feuer sott. Ich war darüber verwundert; Vrenli flüsterte mir aber ins Ohr: „„mit einem Sacke Kaffee hat sie der Chemnitzer Apotheker zum Christenthume bekehrt, seitdem hat sie Gott erkennen gelernt mit Leib und Seele.""

„Die Alte nahm jetzt einen aus Baumwurzeln geflochtenen Stuhl über die Schulter und ein Gefäß von Baumrinde in die Hand und ging damit hinweg.

Vrenli zog mich bei der Hand nach und sagte: „„Du wirst gleich sehen, was für schöne Ziegen hier grasen.““

„Wir blieben hinter der Großmutter einige Schritte zurück, welche jetzt bei einer Quelle stehen blieb und zu rufen begann: „„Blaß! Bläßli! Bläß!““ — Es dauerte nicht lange, so kamen vier bis fünf Hirschkühe mit ihren Kälbern und eine nach der andern ließ sich von ihr melken, bis der Milchtopf bis zum Rande voll war. Jetzt kostete die Alte die Milch und schimpfte: „„Bläß, pfui schäm dich, du hast wahrlich wieder Sauerklee gefressen und die Milch versäuert;““ die Bläß drehte sich aber um und schlug mit den Hinterläuften aus, daß die Großmutter beinahe die Milch weggeworfen hätte.“

„Wir kehrten nun zum Feuer zurück und tranken christlichen Kaffee mit heidnischer Hirschmilch.“

„Dann lief ich mit Vrenli im Walde umher, wir fingen Käfer, suchten Krystalle und seltenes blühendes Moos, bis wir so auf einen grünen Rasenfleck im Walde kamen. Dort war ein junges, fleckiges Reh, mit dem wir Freundschaft machten und es mit Glockenblumen bekränzten. Es lief uns immer nach mit den possierlichsten Sprüngen bis beinahe zum Feuerheerd

der alten Kräuterfrau, dort aber entlief es uns. Wir schütteten unsere Schätze, welche wir gesammelt hatten, vor die Alte hin, welche Alles ordnete und an sich nahm."

„So war es endlich Nacht geworden. Nachdem wir Milch getrunken und Erdbeeren gegessen hatten, hieß mich Vrenli in ihr Baumhaus hinaufsteigen. Kaum war ich oben angelangt, so warf ich mich in das weiche Baumlaub und Waldgras, woraus das Lager gemacht war, und schlummerte ein."

„Ich mochte so bis tief in die Nacht hinein geschlafen haben, als ich aufwachte und die ganze Stube erleuchtet sah. Wie erschrak ich aber, als ich Vrenli im hellsten Lichte gegenüber schlummern sah und merkte, daß über sie hin ein Feuerschein gegossen war."

„Da ich laut aufschrie, so erwachte sie; und als ich ihr sagte, daß mich der Feuerschein so erschrecke, entgegnete sie, daß ihre Mutter in der Nacht auch geleuchtet, und dieses Licht auf sie vererbt habe."

„Jetzt hörte ich ein dumpfes Donnern über den ganzen Himmel rollen, zugleich schwankte unser Baumhaus wie ein Schiff auf Meereswogen hin und her. Vrenli horchte auf und sagte: „„es ist ein schweres Gewitter im Anzuge; wir wollen die wenigen Stunden der

Nacht gar verwachen, ich kann Dir Lieder vorsingen, bis Du sie auswendig gelernt hast und mitsingst.‟“ Sie stellte sich jetzt an die Fensteröffnung und sang:

„„„Die großen, braunen Augen that sie zu,
Zwölf Mägdlein trugen sie zur Ruh,

Und Engel, glänzend in Silberlahn,
Gingen mit Fahnen und Lichtern voran,

Es fällt vom Himmel zur Nacht hinab
Ein Sternenschein auf das grüne Grab,

Da wächst heraus eine Blum', die ist roth,
Und hat überwunden den bittern Tod.

Es kommt ein Ritter wohlgemuth,
Der steckt die Blume auf seinen Hut

Und reitet hinein in die blaue Fern
Entgegen dem goldnen Morgenstern.‟‟“

„Während wir sangen, hatte sich das Gewitter verzogen, und als wir das letzte Wort dreimal wiederholt hatten, sprang in Osten der Morgenstern jählings am Himmel empor wie ein Läufer mit der Fackel vor der Königin.“

„Wir traten an die Fensteröffnung und sahen in die Morgendämmerung hinaus. Nebel zogen und rollten sich wie gespenstige Drachen durch die Baumwipfel hindurch, ein Auerhahn rief aus weiter Ferne

den neuen Tag an, und ein Vogel nach dem andern erhob seine Stimme. Jetzt ging ein süßer Schauer durch alle Bäume und ein betäubender Duft von Harz und würzigen Kräutern verbreitete sich im Walde. Da es mich in der Morgenkühle schauerte, so schlang Vrenli um mich ihre Arme, und ich sagte: Vrenli, ich bin Dir gut!"

„In diesem Augenblicke hüpften unzählige Eichhörnchen durch die Thürluke vom Boden herein, sprangen gegeneinander und zu den Fenstern wieder hinaus, daß wir erschrocken uns die Augen rieben."

„Da wieder drei Eichhörnchen nach einander herauf hüpften, so sah jetzt Vrenli hinunter und sagte: „„meine Großmutter hat sie gefangen und hetzt sie nun zum Schabernack herauf!"""

„Während Vrenli hinunterstieg, um Milch zum Frühstück herauf zu holen, zertheilte sich die Purpurgluth im Osten, und die Sonnenkugel blickte wie ein schneeweißes Angesicht über die Waldung herüber."

„Als Vrenli zurückkam, führte sie mich von einer Fensteröffnung an die andere, nannte mir die weithinaus in das Reich laufenden blauen Bergrücken und die Städte, welche wie weiße Punkte unten in den Thälern lagen."

„„Die Großmutter hat einmal, sagte Vrenli, ein Zauberglas mitgebracht, durch welches man mitten in diese Städte und Dörfer hineinsehen kann.““

„Mit diesen Worten brachte Vrenli einen Dollond aus dem schwarzen Kasten, stellte ihn, legte das Rohr auf und ließ mich in das Glas hinein sehen.“

„Was erblickte ich? meinen Vaterort — den Kirchthurm und den Kirchhof mit den vielen Leichensteinen und den Küster, welcher darüber hinging, um die Morgenglocke zu läuten — und jetzt, als Vrenli das Rohr ein wenig drehte, mein Vaterhaus und davor die große, schöne Linde!“

„Jetzt trat meine Mutter hervor und es däuchte mir, als wenn sie auf den Wald zu blickte. Jetzt kam mein Vater mit Hut und Stock, den Hund bei sich; — er nahm Abschied von der Mutter und schritt auf den Weg, welcher dem Walde zuführt, zum Dorfe heraus.“

„Da fiel mir auf einmal Alles wieder ein, was ich fast vergessen hatte — Vater und Mutter — Heerde und Hund!“

„Jammernd warf ich mich Vrenli um den Hals und rief: ach Du goldiges Vrenli, ich muß fort!“

„„Was fällt Dir denn ein?““ fragte sie erschrocken.“

„Mein Vater kommt herein in den Wald und sucht mich, mein guter, lieber Vater! Und wie komme ich nun wieder zu ihm? und zu meiner Mutter?“ —

„Während ich so wehklagte, hatte Vrenli durch den Dollond geguckt und sagte: „„ist das Dein Dorf, wo auf dem Kirchthurme ein rother Wetterhahn steht?““

„Und das Haus, gleich hinter der Kirche mit der großen Linde davor, ist mein Vaterhaus.“

„„Und der lange Mann mit den kurzen Beinen, der eine weiße Filzmütze auf dem Kopfe hat?““

„Das ist mein Vater! Ist er noch weit von hier? Wird er uns hier denn finden?“ —

„„Das nun wohl nicht! versetzte sie. Er kann uns ja nicht sehen. Aber wenn Du durchaus zu ihm willst, so muß Dich meine Großmutter aus dem Walde hinaustragen, — nach Mitternacht zu, denn dort liegt Dein Dorf.““

„Ich war bei diesen Worten vor Freude außer mir; wir stiegen hurtig zur Großmutter hinunter, welche wieder Kräuter und Wurzeln bähte und uns kaum ansah.“

„Vrenli jedoch rief sie an: „„Großmutter, trag' unsern Buben aus dem Wald hinaus nach der Mitternachtseite hin, bis er zu seinem Vater kommt! Ich seh'

mit dem Gucker Euch nach und schicke den heiligen Christoph hinterdrein, wenn Du keine guten Gedanken haben solltest!““ Die Alte kniete nieder und brummte: „„da auf meinen Nacken! das eine Bein daher, das andere da herunter! gut so!““ Nun kam Vrenli, drückte mir einen Kuß auf die Stirn, dann einen auf jedes Auge, zuletzt auf den Mund und nun schlug sie in die Hände.“

„Ihre Großmutter sprang auf und rannte mit mir fort, bergab, bergauf, das Thal hinunter, über den Hügel hinüber, aus dem Fichtenhain in das Tannigt, aus dem Tannigt in das Erligt, durch das Dickicht und das Dünnicht, bis wir an das alte steinerne Kreuz am Wege, welcher nach dem Dorfe zurückführt, kamen. Dort hielt sie an, setzte mich nieder und eilte zurück, ohne ein Wort zu sagen.“

„Auf einmal sprang bellend der alte Hund zu mir heran, leckte mir nun die Füße, schnoberte mich wieder an und heulte endlich vor Freude hinaus auf das Feld, wo mein Vater im ehrwürdigen Gange einherkam.“

„Seine Freude, daß er mich wiedergefunden hatte, half mir über die Strafe hinweg, welche sonst zu fürchten gewesen wäre. Zum Glück hatte der Hund auch die Heerde zu dem Gehöfte heimgebellt.“

„Von meinem Abenteuer glaubte mein Vater nicht das Geringste; doch ließ er mich nie wieder allein in den Wald hinaus. Ich habe auch nie wieder etwas von Brenli oder ihrer alten Großmutter gesehen oder gehört. Nur ist es mir zuweilen, als hörte ich das elfenbeinerne Pfeifchen, mit welchem sie die Bienen und das Reh lockt, zu dem fernherrauschenden Walde mich zurücklocken."

Als Arnold seine Erzählung geendigt hatte und traumfroh zu Francesca emporblickte, sagte sie: „Ihr habt mir für die Geschichte Eurer ersten Liebe ein Märchen erzählt!" —

„Ist die erste Liebe," versetzte Arnold, „etwas anderes, als ein Märchen?"

Viertes Buch.

Capitel 1.

Joseph hatte seinen Vortrag über die griechischen Angelegenheiten bei seinem Chef schriftlich eingereicht. Er war darin zurückgegangen bis auf die Ursache der französischen Revolution, welche seiner Meinung nach angezettelt war von der Eitelkeit schriftstellerischer Talente, welche Altar und Thron in den Augen der Menge herabgesetzt und so die Völker gegen ihre geistigen und leiblichen Herrscher böswillig aufgewiegelt hätten. Weiter hatte er in der Ueberwindung Napoleon's den Sieg der Loyalität in das Licht gestellt und historisch nachzuweisen gesucht, daß die nachfolgenden demokratischen Bewegungen seit dem Jahr 1815 nur die äußeren Kennzeichen einer über Europa verbreiteten Verschwörung wären, welche einige ehrgeizige und verwegene Demagogen angesponnen hätten. Die spanischen, italienischen und griechischen Aufstände

wären nur die Zweige an einem und demselben Stamme, welcher in Paris seine Wurzeln habe. Dasselbe gelte von den constitutionellen Bestrebungen in Deutschland, deren Ziel die Vernichtung des Adels und der Throne sein müßte.

Der Staatsmann hatte lächelnd die Arbeit seines Schülers durchgelesen und sagte jetzt: „lieber Graf, Ihre Arbeit ist gut, aber nur zu gründlich. Ohne daß Sie es wollen, haben Sie sich auf den Standpunkt eines Robespierre's gestellt. Um recht gründlich in Irrthümer zu gerathen, muß man einen beliebigen Grundsatz in seine äußerste Consequenz hinaustreiben und diese dann mit Fanatismus zu verwirklichen suchen. Ein Diplomat muß sich zuerst hüten, von allgemeinen Principien sich gefangen nehmen zu lassen, er darf auch nicht damit spielen, denn er stellt sich damit oft ein Präjudiz, welches in der Hand der Gegner zur gefährlichen Waffe werden kann. Der Staatsmann, mag er einer strengen oder einer aristokratischen Monarchie, oder auch einer Regierung mit republikanischen Institutionen dienen, muß in die Seele seines Staates sich hineinleben, bis ein gewisser Insekteninstinkt ihm das zukünftige politische Wetter in seinem Blute anzeigt. Bei klarem Himmel zieht

die Spinne feine, unsichtbare Fäden, so weit es ihr ansteht, naht aber Sturm und Regen, so zieht sie sich auf ihren Mittelpunkt zurück und macht ein kurzes und zähes Gewebe. Das ist die Lehre von der extensiven und intensiven Diplomatie. Verfahren Sie anders, so werden Sie ein politischer Wettermacher, der sich in der nächsten Stunde zum überflüssigen Lügner macht."

„Fragen Sie nach der Ursache, warum die Souveränität in Spanien wieder hergestellt werden muß, — so ist die Antwort: weil die Cortes einem Mitgliede der heiligen Allianz und mithin allen Thronen den Krieg erklärt haben. — Wollen Sie auf den Grund kommen, warum die griechische Insurrection nicht als rechtmäßig anerkannt werden darf, so werden Sie die Antwort finden: weil Oestreich für Italien, Ungarn und Böhmen, und vor Allen Rußland für Polen das Beispiel; — und dann, weil England die Concurrenz einer auflebenden griechischen Marine im Mittelmeere fürchtet, und Frankreich zu beschränkte Einsichten im Cabinete hat, um seinen Vortheil zu erkennen."

Joseph versetzte: „Durchlaucht, ich bekenne meinen Fehler; darf ich um Zurückgabe des Aufsatzes bitten?"

Der Staatsmann entgegnete jedoch: „lassen Sie diesen Aufsatz nur hier, in einer Pariser Zeitung kann er anonym nützen; das geschriebene Wort ist ohnedieß nur vorhanden, um die Wahrheit zu verhüllen, welche der Diplomat öffentlich immer verbergen muß. Schreiben Sie mir jetzt in demselben Sinne einen Artikel über den nothwendigen Uebergang der constitutionellen Verfassungen in Republiken für irgend ein vielgelesenes, liberales Journal, lassen Sie den Aufsatz von meinem Gentz durchsehen und beliebig abdrucken, damit man die norddeutschen Cabinete in die für uns gegebenen Verhältnisse zurückscheucht. Betrachten Sie sich ganz wie einen diplomatischen Cavaleriegeneral, der die Flanken zu sichern hat. Lassen wir nun die Staatsgeschäfte bei Seite! — Hier ist die Liste der Gäste, welche zum Balle auf morgen Abend einzuladen sind. Sollte Ihnen noch irgend wer einfallen, welchen wir nicht umgehen können, so setzen Sie ohne Weiteres Namen und Titel dazu."

Joseph nahm die Liste in Empfang und fragte: „werden Eure Durchlaucht es ungnädig vermerken, wenn ich die schöne Tochter einer alten veronesischen Patricierfamilie mit einladen lasse?"

„Schönheit,“ versetzte lächelnd der Staatsmann, „ist der Frauen vollgiltiges Adelsdiplom; — vergessen Sie nicht die schöne Spanierin einzuladen; — wollen Sie sich ernsthaft um ihre Hand bewerben, so kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß ihre Familie mächtige Verbindungen am Hofe von Madrid hat. Haben Sie Neigung, dorthin als spanischer Gesandter zu gehen, so ist Ihnen der Weg vorgezeichnet.“

Graf Joseph küßte die Hand seines Gönners, verbeugte sich und nahm im Bureau die bereits vorräthigen Einladungskarten an sich, schrieb schnell noch einige andere und eilte in seinem Phaeton zu Francesca.

Er hatte sich durch die Zurückgabe der Briefe, welche Antorio mit den italienischen Patrioten gewechselt hatte, die dankbarste Gesinnung des Hauses auf immer gesichert und wurde daher von Francesca mit der artigsten Zuvorkommenheit aufgenommen.

„Sie müssen schon einem angehenden Diplomaten einen kleinen Eigennutz verzeihen,“ begann Graf Joseph. „Mein Fürst giebt morgen den kaiserlichen und königlichen Hoheiten einen Ball, wobei der Raum die Anzahl der Gäste bedingt, so daß nur wenige, selbst vom höchsten Adel dazu eingeladen werden konnten. Damit aber Kaiser Alexander einen Begriff erhalte, welches

allerhöchste Adelsrecht eine italienische Schönheit hat, konnte mir Seine Durchlaucht vergönnen, Ihnen, Signora, diese Einladung zu überreichen, mit der Hoffnung, daß sie so gern angenommen werden möchte, wie sie gemacht worden ist. Ich eile jetzt hinüber zum Ritter Malavilla, um auch ihn und Ihre Freundin einzuladen."

Francesca war von dieser Einladung so freudig überrascht, daß ihr Antlitz erbleichte. Nach einer Pause entgegnete sie: „Ihr häuft auf mein armes Haupt so große Gnade, daß ich fürchte, ewig Eure dankbare Schuldnerin bleiben zu müssen."

Graf Joseph sah ihr lächelnd in die Augen, küßte ihre Hand und rief unter der Thür: „auf Wiedersehen!" und eilte auf der bekannten Brücke, welche vom neuen in das alte Haus hinüberführte, zu dem Ritter.

Er fand ihn, als er dem anmeldenden Diener auf dem Fuße nachfolgte, in seinem Armstuhle und zu seinen Füßen sitzend Isabella, welche auf ihrem Schooße die große Quartausgabe des Don Quixote aufgeschlagen liegen hatte, um daraus ihrem Vater vorzulesen.

Der Ritter wollte sich erheben, jedoch hielt ihn Graf Joseph zurück, mit der Bitte, ihn ganz als

Freund des Hauses zu betrachten; denn Edelleute unter sich sollten einander immer als Waffen- und Standesbrüder begegnen, welche derselbe Eid an eine Fahne binde.

„Um so mehr," entgegnete der Ritter, „ist es meine Pflicht, Euch stehend den Handschlag zu geben; doch nun laßt Euch hier bei uns nieder, so lang es Euch gefallen mag."

„Da ich mir," versetzte Graf Joseph, „von Seiner Durchlaucht die hohe Erlaubniß erbeten habe, an Euch selbst dieses Einladungsschreiben bestellen zu dürfen, so durfte ich es wagen, dasselbe persönlich Euch einzuhändigen."

Mit diesen Worten überreichte er den, von einem gelbseidenen, mit Gold durchwirkten Bande umschlungenen Brief an den Ritter, welcher ihn annahm und neben sich zur späteren Eröffnung hinlegte.

„Ich habe im Lesen gestört?" fragte Graf Joseph die Donna Isabella, welche zu den Füßen ihres Vaters auf dem Polster sitzen geblieben war.

„Wir lesen hier," versetzte Isabella, „den Don Quixote, bei dessen Abenteuern man Lust bekommt, schnell etwas zu erleben und wenn es ein Besuch wäre, der etwas Neues wie einen Vogel in das Zimmer

hereinflattern läßt. Ihr habt meinem Vater einen Brief in seidenem Umschlage gebracht, und nun liegt hier ein Geheimniß, das mich neugierig macht, nur dürfte darin eine Herausforderung eines Riesen an meinen Vater sein, und was fehlte dann noch, daß wir mitten in der Feerei uns befänden?"

„Diesmal," erwiederte Graf Joseph, „wird das Geheimniß natürlicher sich entwickeln, und ich darf verrathen: daß im Briefe weiter nichts enthalten ist, als vielleicht eine Einladung zu dem großen Balle, welchen mein väterlicher Gönner und Freund den kaiserlichen und königlichen Majestäten morgen Abend geben wird."

Isabella war aufgesprungen, drehte sich auf den Fußspitzen um sich selbst, während sie mit den Fingern die Bewegung zum Castagnettenschlagen machte, und rief: „da ist ja das schönste Zaubermärchen! — Kaiser und Könige mit Tressen und Sternen, Damen mit Paradiesvögeln und Diamanten bei Musik und Kerzenbeleuchtung! Das ist ja ganz so, wie in dem Zauberkästchen, welches ich in Valencia gesehen habe! Das war ein Kasten, welcher Musik machte und ein rundes Fensterchen hatte; wenn man dadurch hineinblickte, so sah man alle Potentaten mit ihren Gemahlinnen

tanzen; aber immer jedes Paar um sich selbst, daß sie nicht von der Stelle kamen."

„Das kannst Du," versetzte der Ritter, „vielleicht jetzt in seiner prachtvollsten Wirklichkeit sehen, und ich fürchte fast, daß so große Herrlichkeit, welche Du hier erlebst, Dir künftig die klösterliche Stille in der Provinz verleiten wird."

„Es wird Euch kaum gelingen," entgegnete Graf Joseph, „Donna Isabella frei wieder heimführen zu können!"

„Giebt es hier so gefährliche Ritter für Mädchenherzen?" fragte Isabella.

„Ganz gewiß," versetzte Graf Joseph, „denn es streiten auf ihrer Seite die ritterliche Tapferkeit und adlige Galanterie."

„Nun und im Herzen?" fragte Isabella.

„„Das Herz einer adligen Dame ist eine Rose in der Hand der Standesehre, welche für sie unter ihren Bewerbern wählt.""

„Wehe über mich armes Kind!" rief Isabella; der Ritter aber entgegnete beleidigt: „ich will nicht fürchten, daß Donna Isabella es für ein Unglück hält, eine adelige Dame und meine Tochter zu sein! —

Es ist Zeit, daß Du hinabgehst in die Capelle; ich werde den Priester schicken, daß Du mit ihm betest."

Isabella verhüllte ihr Gesicht und schlich sich betrübt hinweg; Graf Joseph aber suchte in den Ton des Ritters einzugehen, indem er mit steifer Haltung sich vom Stuhle erhob, und rief: „Don Malavilla! ich werfe meinen Handschuh jedem Nebenbuhler vor die Füße, wenn ein solcher vorhanden sein sollte."

Der Ritter trat mit messenden Augen vor den Grafen hin und sprach mit Grandezza: „es ist keiner vorhanden! — Nach dieser Schilderhebung erwarte ich von Euch übermorgen um diese Stunde eine Erklärung über das Recht Eures Anspruchs."

„Eurer Gnade," versetzte Graf Joseph, „lege ich zur Erwägung meine Wünsche noch unausgesprochen in die Hand."

Mit diesen Worten nahm Graf Joseph Abschied von Don Malavilla und entfernte sich.

Als er jedoch über den dunkeln Corridor nach der Treppe an Isabellens Stube vorüberging, hörte er darin sprechen und weinen, indem er bemerkte, daß die Thür nicht in das Schloß geschlagen war und ein wenig offen stand.

Er blieb stehen und hörte darin Isabella mit ihrer Duenna sich unterhalten.

„Ich würde sterben müssen," klagte Isabella, „wenn ich nicht mehr an ihn denken dürfte, denn ich habe keinen Gedanken, der nicht von ihm erfüllt wäre. Und Du sagst: er liebt mich? er liebt mich wirklich? er will kommen und mit mir sprechen? O Du gute, o Du liebe Ines!"

Wie Messerspitzen fuhren diese Worte in das Herz des lauschenden Grafen; er hatte das Taschentuch zwischen die Zähne genommen und biß darauf, um sich in seiner Aufregung nicht zu verrathen. Doch entging ihm kein Wort, ja kein Odemhauch Isabellens und ihrer Duenna.

„Wie ist es nun möglich," flüsterte jetzt Ines zu Isabella, „daß ihr lieben Kinder einmal miteinander reden könnt, wenn immer Etwas dazwischen kommt. Morgen Abend sollte er kommen, nun muß ich ihn wieder abbestellen, weil Ihr zum Monarchenball fahren sollt! Es wird ihm die Eifersucht das Herz abdrücken, wenn er das hört!"

Bei diesen Worten fingen Beide bitterlich an zu weinen, bis endlich Isabella fragte: „weißt Du denn auch gar keinen Rath, daß ich ihn nur einmal sehen

und sprechen kann, ehe es zu spät wird, und ich ihm ganz verloren bin?"

„„So darf ich ihn unter Euer Fenster bestellen morgen in der Nacht, wenn Ihr vom Balle heimkommt?""

„Beste Ines! fliege zu ihm hin und sage, daß ich nicht mehr leben könnte, wenn ich ihn nicht bald wieder sehen würde! Sag' ihm, daß ich ihn über alle Maßen lieben müßte! — Ach, er hat mir gewiß einen Zaubertrank beigebracht!" —

„„Tröstet Euch nur! habt Muth und Geduld! Ich will gleich zu ihm rennen, und treffe ich ihn nicht zu Hause, so ist er gewiß auf dem Kaffeehause am Corso, ich habe ihn einmal auf dem Bra-Platze gesehen.""

Die Duenna kam jetzt heraus und eilte an Graf Joseph vorüber, welcher nun hinweg und die Treppe hinabging, sich in seinen Wagen warf und seinem Kutscher befahl, so schnell als möglich seinem Quartier zuzufahren.

In wenigen Minuten war er dort angekommen. Sein Blut kochte aufrührerisch in allen Adern. Er schleuderte Hut und Handschuh auf das Sopha, riß sich die Weste auf, ging in großen Schritten erst im

Zimmer auf und ab, stellte sich jetzt an den Flügel, machte einige wilde Läufe über die Tasten, bis er das Klingen und Gellen der Saiten überdrüßig hatte und sich in den Armstuhl vor seinem Arbeitstische warf. Gedankenlos zerschnitt er die grünsaffiane Schreibunterlage mit dem Federmesser, bis er plötzlich wieder aufsprang und rief: „noch hat sie nicht mit ihm gesprochen! er soll auch nicht mit ihr sprechen! nein! nein! eher — sterben!“ — Nun er Worte gewonnen hatte, wurde es ihm leichter um das Herz. „Wer er sein mag?“ fragte er sich; „wer anders, als der Grieche? — Er muß hinweg von hier! Doch nein, hier muß er bleiben, damit ich ihm nachgehen, ihn fassen und verderben kann! — Was, ein Demagog wollte mir Herz und Hand einer Dame streitig machen? — Habe ich doch zwei Jagdschlösser auf meinen Herrschaften, tief im Walde, und darinnen Keller und Ketten! — Ich laß ihn nach Böhmen schleppen — und im brunnentiefen Loche soll er nachdenken, so lange er Odem hat, über die Ursache seines Elendes! Ha! der Schuft, erdrosseln will ich ihn! Wo nur der Chevalier bleibt?“

„Zu Befehl!“ rief dieser, zur Thür hereintretend, daß der Graf erschrocken zurückfuhr. Doch bald

faßte er sich und fragte: „Habt Ihr vor der Thür gelauscht?"

„Ja! auf Euren Wink!" versetzte lächelnd der Chevalier.

„Ich bin zufrieden mit Euren Diensten," fuhr Graf Joseph fort, „sehr zufrieden! Ich will Euch jedoch mehr als fürstlich belohnen, wenn Ihr mir einen sehr verwegenen, abenteuerlichen Gesellen in aller Stille aufheben und unterbringen könnt!"

„Wie Eure Excellenz es wünschen!" versetzte der Chevalier. „Darf ich bitten, mir die Person anzugeben, welche wir in das Auge fassen müssen."

„„Ihr kennt das Haus des Arztes Antonio! Im Nebengebäude wohnt der Spanier Malavilla mit seiner Tochter. Sobald Beide morgen in der Nacht vom Balle, welchen mein Fürst giebt, zurückgekehrt sind, wird dort im Hofe unter den Fenstern oder irgendwo ein junger Mensch sich zeigen. Nun merkt auf! — Erscheint auf dem Altane oder unten an der Thür eine Dame, und naht der junge Mann, um mit ihr zu sprechen, oder sollte er es gar wagen, in die Wohnung sich zu schleichen, so ist es derjenige, den Ihr zu fassen habt. Ich werde selbst bei Euch sein, damit kein Mißgriff vorfällt. Nach Mitternacht ist morgen

kein Mondenschein, und trüber Himmel ist zu erwarten. Wißt Ihr einen Ort, wo der Leichnam unterzubringen ist, ohne daß er wieder zum Vorschein kommen kann, so wäre es desto besser! — Doch nein! es könnte die Tödtung des Menschen unnöthigen Lärm machen. Ist er lebendig und geräuschlos abzufangen, so ist es mir um so lieber! — Braucht Ihr Geld, Chevalier? Braucht Ihr Geld?""

„Ich verstehe Euch ganz," versetzte der Chevalier, „Ihr gebt mir Vollmacht, ihn stumm oder unsichtbar zu machen, das ist meine Sache!"

„Ihr habt mich verstanden," erwiederte der Graf, „und gelingt Euch der Streich nach Wunsch, so weiß ich zu belohnen! Hier, nehmt Euch doch Geld! — Hier ist die Chatulle!"

Der Chevalier befolgte dankbar lächelnd den Befehl seines hohen Gönners, versprach nochmals seine Schuldigkeit zu thun und empfahl sich.

Capitel 2.

Achilleus saß am folgenden Morgen in seinem Zimmer im Begriffe Briefe zu siegeln, vor ihm stand der Schmuggler Albertuccio aus dem Sardinischen, durch welchen er seine Correspondenz mit Umgehung der Post an die Philhellenen besorgte, indem der Schmuggler die ihm übergebenen Briefschaften über die Grenze nach der Schweiz paschte, wo sie weiter an ihre Adressen abgingen.

Jetzt war Achilleus fertig. „Albertuccio," rief er, „hier sind die Briefe! Alle Heiligen mögen Dich begleiten!" — Der Schmuggler pfiff dem Hunde, welcher unter dem Tische herumschnoberte, und schnalzte mit den Fingern. Folgsam setzte sich der Hund auf die Hinterpfoten, der Pascher ließ sich mit einem Knie nieder auf den Fußboden und häkelte etwas auf der Brust des Hundes auseinander, bis eine Pelztasche

zum Vorschein kam, welche auf dem Leibe des treuen Fido so angebracht war, daß sie ein unbefangenes Auge kaum zu entdecken im Stande gewesen wäre. In diese Tasche hinein schob der Pascher die Briefschaften, nestelte die Taschenklappe wieder auf der Brust des Thieres an, schnalzte mit den Fingern und nahm unter lautem Bellen seines reiselustigen Fido Abschied von Achilleus. —

Jetzt trat Arnold in das Zimmer mit einer Thräne im Auge. Achilleus reichte ihm die Hand und fragte: „was ist Euch begegnet?"

„Die letzte Hoffnung des deutschen Reiches," versetzte Arnold, „ist vernichtet; — die letzten Mitglieder der Burschenschaft, die allerletzten Wächter der Hohenstaufenschen Kaiserkrone sind von Halle, Jena und Göttingen relegirt! Der apfelgrüne Tannhäuser, mein ehemaliger Stubencamerad, schreibt mir, daß er aus Verzweiflung einen Ruf nach Petersburg als Vorleser angenommen hat! — Sein Bruder, der Volksaufwiegler, ist dagegen in seiner Heimat geblieben und Branntweinbrenner geworden, ich glaube aus Haß gegen die deutsche Menschheit. — Hannibal, der vorjährige Sprecher auf dem Burschentage in Dresden, welcher dreißig Mal sich gepaukt hat, ist Pfarrsubstitut

in Rinderndorf geworden; und was hatte ich Alles von diesem Dreiblatte gehofft! Es waren drei Winkelriede an Gestalt und Gesinnung. So ist die neue Hoffnung meines Vaterlandes dahin! — Achilleus! mein Vaterland ist verloren, und ich eile mit Dir dorthin, wo ein neues geboren wird! Wollt Ihr mich haben mit Leib und Seele?"

„Willkommen!" entgegnete Achilleus, in Hoffnung der Auferstehung und im Namen des Volkes der Hellenen!"

„In wenigen Wochen," fuhr Achilleus fort, „reisen wir mit einander zu Eynard in Genf, wo wir die andern deutschen Philhellenen treffen werden, welche sich vorbereiten zur Einschiffung in Marseille, wenn dieser einzige Hafen, welcher für uns noch offen ist, bis dorthin uns nicht verschlossen wird."

„Verzeihung," rief jetzt Jouy, zur Thür hereintretend, „wenn ich den Erguß des politischen Enthusiasmus störe! Ich habe Euch, Freund Arnold, vergebens in Eurer Wohnung und dort zu den Füßen der schönen Francesca gesucht, und nun finde ich Euch, ohne weiter mich umgethan zu haben, bei Achilleus, welcher hier die Priamiden des Congresses belagert

und die mächtigsten Götter gegen sich hat: Mars, Venus und Mercur!"

„Worin kann ich Euch dienen?" versetzte Arnold.

„Möchtet Ihr mir wohl," fragte Jouy, „diesen Artikel, welchen mir der Philhellene Hoffmann aus Darmstadt für den Constitutionnel zugesendet hat, in das Französische übersetzen?" –

Arnold nahm den Aufsatz, überflog ihn und verdolmetschte dem Franzosen folgende Worte:

„Während aus allen Gegenden sich unabhängige, zum Theil in Aemtern und Chargen stehende hochherzige Männer melden zum Eintritt in die heilige Schaar, nicht höhere Grade und Aemter verlangend —"

„O die uneigennützigen Republikaner!" warf Jouy laut lachend ein, — „wer hätte geahnet, daß sich eure Federspulen in Schwerter verwandeln würden?"

Arnold fuhr jedoch im Vortrage fort:

„und selbst hochdenkende Juden sich zur persönlichen Theilnahme erklärt haben."

Bei diesen Worten warf sich Jouy auf das Sopha in unauslöschlichem Lachen, indem er dazwischen Arnold zurief: „O les't! les't!" und Arnold trug weiter vor:

„Honoratioren von Städten erbieten sich, die nach

Griechenland durchreisenden Männer in ihrer Stadt frei zu beherbergen und zu verpflegen; Wirthe machen die billigsten Bedingungen!"

„„Ich drücke ganz Deutschland mit seinen Honoratioren und philanthropischen Gastwirthen an mein französisches Herz!""

„Fast alle Local-Behörden behandeln die Durchziehenden mit Wohlwollen."

„„Fast Alle? wirklich, fast Alle? O das ist zu viel Menschenfreundlichkeit von der Polizei!""

„Mitziehende opfern große Summen, außer ihrer Person!"

„„Das glaube ich! par bleu!""

„Bejahrte Männer unterziehen sich mit Jünglingseifer den Sammlungen, und gern vergißt man, daß sogar Millionärs bei Ansprache um eine kleine Gabe antworteten: was geht mich das Massacre auf Scio an? ich habe selbst Weib und Kinder!"

„Ernst Emil Hoffmann."

Jouy rief: „die guten Pfeffer- und Ducatensäcke! Gott segne ihnen das Podagra und das Gehörne." Er konnte vor Lachen nicht zu sich kommen, indem er durcheinander rief: „chargirte Hochherzige ohne Ehr-

geiz, hochdenkende Polizeisoldaten mit Humanität, Honoratioren und Juden, — Alles herbei, begeistert für den Kreuzzug gegen die unglücklichen Turkomanen! Ein neuer deutscher Kreuzzug von Juden und Philistern! vive la liberté! Da werden aber die Herren Russen und Borussen kommen und den Türken helfen, und wenn nun die Philhellenen auf Constantinopel losmarschiren, werden auf einmal herauskommen ihre guten Landsleute und sie als große Demagogen arretiren; und es wird die deutsche Untersuchung losgehen bei der Bundes=Central=Commission, bis die armen Philhellenen zu todt untersucht sind."

Arnold war bei diesem Spotte, welchen Jouy französisch übermüthig über Deutschland ausgoß, vor Zorn außer sich; er richtete sich jetzt auf, seine blauen Augen wurden weit und standen still mit einem vernichtenden Blick auf den verstummenden Jouy, indem er mit gehaltener Stimme ihm zurief: „spottet über Euch, denn Ihr habt Zeit dazu im Sumpfe Eurer Geschichte! Es giebt kein Nationalverbrechen, in welchem ihr euch nicht berauscht habt! Ihr habt Alles angefangen, um Nichts zu vollenden. Ihr habt den Deutschen die Mode der Reformation nachgemacht und sie wieder abgelegt, den Engländern die Revolution

und die Restauration nachgeahmt, um nun wieder zu sein, was Ihr zuerst gewesen seid — Tanz=, Fecht= und Kleinmeister!"

Mit diesen Worten warf Arnold seine Adressenkarte ihm auf den Tisch und ging davon.

Wie Arnold vor Zorn roth, so war Jouy vor Wuth bleich geworden; um seine Nase spielte ein leichter Krampf, seine Unterlippe drängte sich in die Höhe und die Mundwinkel herunter, indem er Arnold nachrief: „eine kalte Klinge in Deine Kehle, verdammter Preuße! — Ich will Dich zahm machen, daß Du mir die Hand küssen sollst! — Er soll mir Genugthuung, und blutige geben! auf Stoßdegen und Pistolen! — Er soll denken an die Tanz=, Fecht= und Kleinmeister!"

„Ereifert Euch nicht," entgegnete gelassen Achilleus; „Ihr müßt Euch wieder mit einander versöhnen."

„Was! ich mich versöhnen?" fuhr Jouy fort; „eher halte ich mir eine Pistole an die Stirn und mache dem heiligen Gott oben mein Compliment!"

Achilleus konnte sich über diesen drolligen Muth des Lachens nicht enthalten; Jouy, welcher seinen Zorn schon in Worte verpufft hatte, lachte mit und sagte endlich: „gut denn! ich will ihn fordern auf Pistolen und Degen; denn sterben muß er; er hat es gewollt!

So ein Ehrenhandel thut mir eben noth, wie Arrak zum Thee!"

„Willkommen im Kühlen!" entgegnete Achilleus. „Ihr habt mir versprochen, mich diesen Morgen bei dem Vicomte Chateaubriand einzuführen! Ihr verbindet mich und Griechenland zum Danke, wenn durch den Vicomte die Straße über Marseille den Philhellenen zu sichern ist."

„Nichts von Dank und Worten," versetzte Jouy, „dafür die versprochenen Artikel aus Nauplia, welche ich redigiren will und mir honoriren lassen kann!"

Mit diesen Worten begaben sich beide auf den Weg zu Casa Lorenzi, wo Chateaubriand wohnte.

Als sie dort die marmorne Treppe hinaufgestiegen waren, trat ihnen ein Thürhüter in reichgestickter Livree entgegen mit den Worten: „der Vicomte nimmt heute, außer Diplomatie, durchaus nichts an!"

„Und zur Diplomatie gehören wir!" entgegnete Jouy.

Auf diese Bedeutung zog der Thürhüter die Glocke, die Thür öffnete sich und sie traten in den Vorsaal ein, wo sie einem Bedienten in gleicher Livree ihre Namen nannten, angemeldet und eingelassen wurden.

An einem Tische, auf welchem in guter Ordnung Bücher und Schriften lagen, saß der Vicomte in sauberem schwarzen Anzuge. Er hatte eben im Morning-Chronicle die Zuschrift gelesen, welche der Graf von Jouffroy am 23. September zu Verona an Herrn Vicomte von Montmorency erlassen hatte. Er sah darin zuerst unumwunden die heilige Allianz zu einer Partei gegen die Völker und ihr Drängen zur Theilnahme am historischen Leben erklärt und die zwei unversöhnlichen Stichwörter: Reaction und Revolution in die Welt geworfen. Es war in dieser Zuschrift auch von ihm die Rede und das Ministerium Ludwigs XVIII. hart getadelt, daß sein Name beim Congresse genannt werde; es müsse einen ungünstigen Eindruck machen, daß der Mann, welcher der Constitution das Wort rede, hier erscheine, wo es sich um Beseitigung derselben handle. „Glauben, fuhr höhnisch Jouffroy's Zuschrift fort, Herr von Chateaubriand werde zur Kenntniß der geheimen Beschlüsse der Cabinete zugelassen werden, heißt sich eine Illusion machen, größer als alle, die in den Romanen dieses schöngeistigen Schriftstellers vorkommen." Tief gekränkt hatte der Vicomte sein Haupt in die Hand gestützt; eine Ahnung von seinem Sturze und dem Friedens-

bruch zwischen den Königen und den Völkern und der muthwillig herausgeforderten Revolution ging durch seine Seele. Jouy nahte sich ihm wie einem alten, wenn auch vornehmen Bekannten mit den Worten: „Vicomte, ich mache mir das Vergnügen, Euch die Notizen, welche Ihr mir zur Abgabe an die Redaction des Constitutionnel übergeben habt, hier gedruckt zu überreichen!" Mit diesen Worten übergab er ihm die neueste Nummer des Constitutionnel und fuhr fort: „zugleich habe ich die Ehre, Euch den Phanarioten Achilleus aus Candia vorzustellen."

Achilleus hatte unterdessen Gelegenheit, den berühmten französischen Schriftsteller und Staatsmann in das Auge zu fassen. Der Vicomte war von kleiner, zierlicher Gestalt; seine feurigen, lebendigen Augen hatten einen phantastischen Ausdruck, welcher jedoch coquett wurde durch einen selbstgefälligen Zug um den Mund und durch eine studirte vornehme Haltung des Körpers.

Jouy empfahl sich jetzt wieder und Achilleus nahm das Wort: „Der ruhmgekrönte Name Chateaubriand ist es, welcher die alte große Erinnerung des hellenischen Volkes an die Zeit wieder erweckt, wo über die orientalischen Christen, als das Verhängniß Gottes

sie unter das Joch der Ungläubigen gebeugt hat, Frankreich seinen Schild hielt und la Valette noch für die Sache der Christenheit den Märtyrtod auf den Wällen von Malta erduldet hat. Wie in vorigen Tagen hebt bei seiner blutigen Auferstehung Hellas seine Augen empor zu Frankreich, und ich stehe in dieser großen Minute vor seinem ritterlichsten Repräsentanten in Verona, ohne zu wagen, eine Bitte um Hilfe auszusprechen."

„Ihr erweckt in mir," versetzte Chateaubriand, „alle Erinnerungen an die Tage, welche ich selbst auf meiner Ritterfahrt nach Jerusalem in Hellas verlebt habe. Wie oft traten mir dort Thränen in die Augen, wenn ich die Hände des griechischen Sclaven von dem Oele triefen sah, das dem Arme seiner Vorältern Kraft gab, den Tyrannen niederzuschmettern. Wie tritt mir so lebendig," fuhr der Vicomte jetzt gesprächig fort, „eine Scene, welche ich dort erlebt habe, vor meine Seele. — Ich hatte mich dort einst in die Schluchten des Oeneus vertieft und war nach Derwent herabgestiegen. Ich zeigte dort dem türkischen Befehlshaber von der Hauptwache den Befehl des Pascha's vor. Er lud mich zu Tabackspfeife und Kaffee. Er war ein dicker Mann von ruhigem, gelassenen Aussehen,

der sich auf seiner Matte nicht rühren konnte, ohne aus Trägheit zu seufzen. Er betrachtete meine Waffen, zeigte mir die seinigen, besonders eine Büchse, die, wie er sagte, sehr weit schoß. Die Wache sah einen Bauer, der neben dem Weg einen Berg erkletterte. Der Türke stand mühsam auf, nahm die Büchse, zielte lange zwischen den Tannen auf den Bauer und gab ihm den Schuß. Als der Bauer gestürzt war, kam der Türke zurück, ein guter Kerl wie zuvor. Ich aber sprang empor, tief in meiner Seele entsetzt vor dieser gräßlichen apathischen Barbarennatur. Seitdem, Hellene, habe ich das Wort geführt für die heilige Sache des griechischen Volkes!"

„Wir haben Griechenland und Athen," fuhr gerührt der Vicomte fort, „nicht vergessen, weder den Dank, welchen wir der Mutter aller Cultur schuldig sind, noch unsere alten, heiligen, schirmherrlichen Bezüge zu den christlichen Völkern unter der türkischen Botmäßigkeit, noch unsere Pflicht, die brüderliche, helfende Hand ihnen zu reichen. Wir werden auch nie unterlassen, daran zu denken, mit Bewahrung unumgänglicher Rücksichten der Diplomatie, der gräuelvollen Wuth der Ungläubigen Stillstand zu gebieten. Können wir der hellenischen Sache persön=

lich und augenblicklich nützen, ohne unsere Stellung und ihre Obligenheiten blosstellen zu müssen, so könnt Ihr Euch immer an unsere Person wenden. Wir fürchten nur, daß unser Einfluß in Paris bei den jetzigen Zuständen nicht von Dauer sein wird. Man will dort keine Versöhnung. O, mein unglücklicher Ludwig! Ich kenne Dein Herz und ich weiß, was es duldet! — Das Königthum kann sich immer mit dem Volke verschmelzen zu Eintracht und gegenseitiger Liebe, die Aristokratie wird sich immer hassend dazwischen stellen und sie gegeneinander hetzen bis zur Entscheidung mit den Bajonetten. In diesem Augenblicke, mein Freund, ist der ein Rebell, welcher dem Könige und der Charte treu ist. Ich bin ein solcher. — Frankreich ist der Reaction verfallen und ihre Söhne rütteln in ihrer Verblendung an dem Steine vor der Höhle, worin wir den Geist der Revolution an die Kette geschmiedet. Das Blut des ermordeten Herzogs Berry im Opernhause in Paris und nun das der Verschwornen von la Rochelle und Naumur rieselte hinunter zu den Dämonen. Die Zeit steigert sich zu Extremen; ich tauche meine Hand in das reine Wasser!"

„Wenn auch jeder Augenblick," entgegnete Achilleus, „ein Noth- und Angstschrei meines Vaterlandes

ist, welcher in meiner Seele wiederhallt, so bin ich doch sehr entfernt, die Ursachen zu verkennen, welche Frankreich behindert, sich zur Sache des heiligen Kreuzes und der Freiheit zu bekennen. Würde aber Eure Excellenz in Paris Ihren Einfluß für uns dahin verwenden, daß für die Jünglinge Frankreichs und Deutschlands, welche mit ihren Talenten und Waffen uns zu Hilfe eilen, der Hafen von Marseille zur Einschiffung uns offen blieb, so würde Hellas die Stunde segnen, wo es mir vergönnt gewesen ist, unser Martyrthum dem edelsten Sohne Frankreichs an das Herz zu legen."

„Für meine Dienste, welche ich hier meinem Herrn und Könige leisten konnte," versetzte Chateaubriand, „kann ich eine Gnadenbezeigung erwarten. Noch heute geht eine Estafette nach Paris an meinen Freund Villéle ab."

Dankgerührt empfahl sich Achilleus, im Begriff in sein Quartier zu eilen, um an Eynard und Hoffmann über den Erfolg seiner Verhandlung bei Chateaubriand zu berichten.

Während er über den Corso ging, rief es hinter ihm: Pst! Pst! Er blickte sich um und sah Ines, die Duenna, welche ihm athemlos nachfolgte.

„Heiliger Jago von Compostella!“ seufzte sie, als sie ihn jetzt erreicht hatte, „welch ein hastiger, tauber Mensch seid Ihr? Es belauscht uns doch Niemand?“

„„Niemand, verehrte Ines!““

„Ach, was habe ich Alles für Euch gethan! Alle Heiligen mögen mir meine Sünde vergeben, wenn es eine ist, die Brieftaube zwischen zwei Liebenden zu sein! Und doch drückt es hier mein Herz! Könnt Ihr mir ehrlich antworten, ob Ihr ein guter Christ seid?“

„Ich bin rechtgläubig, so wahr Christus auferstanden ist!“ betheuerte Achilleus.

„Und nun seht!“ fuhr die Alte fort, „was ich für Euch gethan habe: Donna Isabella —“

„„Habt Ihr gesprochen von mir? Weiß sie davon, was ich Euch bekannt habe? Was sagte sie?““

„Geduld! Geduld! — Ob ich doch nicht endlich besser thue, Euch Alles zu verschweigen? Könnt Ihr Herz und Zunge hüten?“ — Mit dieser Frage nahmen ihre Augen einen so stechenden Blick an, daß Achilleus vor Ihr betroffen zurücktrat.

„Wenn Ihr,“ flüsterte sie ihm jetzt in das Ohr, „je mit einem Wort, oder nur mit einem Wink der Ehre Donna Isabella's zu nahe tretet, so wißt, wißt,

daß meine Hand noch fest genug ist, Euch einen spanischen Dolch zwischen die Rippen zu stoßen!"

„„Weib, bist Du toll?!""

„Ruhig! Ruhig! ist das eine Art, in der Gasse so laut zu reden? Liebt Ihr Isabella?"

„„Ja! und wieder Ja! und was nun?""

„Heute nach Mitternacht schleicht durch Antonio's Haus über die Brücke herüber in unser Quartier! Niemand ist zu Hause, als ich! — dort sollt Ihr mehr von mir hören! — Versiegelt Euren Mund! Hütet Euch! Und Ihr kommt?"

„„Ich komme!""

„Gut, seid Ihr ein Hidalgo, so zeigt es! Still! Still! Vergeßt nicht die Mitternacht!"

Mit diesen Worten verließ die Duenna Achilleus.

Capitel 3.

Arnold hatte in der Erwartung, daß Jouy ihm einen Cartellträger bald zuschicken würde, sich auf sein Zimmer begeben. Noch im ersten Zorne hatte er seine Pistolen ausgepackt, sie gereinigt, Pulver, Zündhütchen und Kugeln hervorgesucht und alles zu dem erwarteten Duelle hastig vorbereitet.

Als aber eine Stunde verstrichen und Jouy's Cartellträger noch nicht erschienen war, setzte er sich hin, und schrieb in sein Tagebuch eine donnernde Rede nieder, welche er gegen Frankreich vor den deutschen Philhellenen in Athen auf dem Grabe des Demosthenes wirklich zu halten beschloß.

Er war damit noch nicht zu Ende, als es draußen klingelte und Jemand hereingelassen wurde, welcher sich als Chevalier Bartolo anmelden ließ. Arnold hatte in der Absicht, sich vor den Franzosen auch in

der Tracht zu unterscheiden, den altdeutschen schwarzen Rock angelegt und das schwarz = roth = gelb gestreifte Barett aufgesetzt. Die langen, blonden Haare, welche er sonst vor der östreichischen Polizei unter dem Rockkragen verborgen tragen mußte, flatterten jetzt frei um seinen Nacken. Die rechte Hand in den um zwei Knöpfe auf der Brust offengelassenen Rock hineinschiebend trat er im Fechteranstande dem Chevalier entgegen.

Dieser überreichte ihm die Adresse Jouy's mit den Worten: „mein Herr, Sie haben Herrn Jouy aus Paris in der Hitze des Gesprächs beleidigt. Habe ich ihn auch nur erst vor einer Stunde auf dem Café am Platze Bra kennen gelernt, so habe ich doch den Blick eines alten Soldaten; er ist sehr brav; sowie ich Sie für sehr honett halte."

„„Sehr verbunden, mein Herr Franzose!""

„Sie habeu das deutsche Volk für beleidigt gehalten und die französische Nation in der That beleidigt, — das ist Nationalhaß!"

„Zur Sache! Zur Sache!" rief Arnold ungeduldig.

„Herr Jouy verlangt von Ihnen dafür Genugthuung; er fordert Sie auf Pistolen und Stoßdegen!"

„Für die Waffen ist gesorgt!" entgegnete Arnold.

„Wollen Sie so gefällig sein und ihm Zeit und Ort bestimmen?"

„Am Gardasee! im Angesichte der Alpen," entgegnete Arnold; „nicht weit vom Strande, gerade Garda gegenüber, ragen zwei kleine Inseln aus dem See hervor, ganz zu einem Stelldichein gemacht. Eine ist etwas größer als die andere und vom Ufer entfernter. Auf dieser Insel habe ich Lust mit Jouy, dem Franzosen, sechs Kugeln zu wechseln. Nachmittags um drei Uhr wünsche ich dort seine Augen zu sehen."

„„Herr Jouy wird sich die Ehre geben, Sie anständig zu bedienen. **A revoir!**""

Mit diesen Worten entfernte sich der Chevalier, welcher diese Gelegenheit ergriffen hatte, um in die Gesellschaft dieser jungen Leute zu kommen und ihre Gesinnungen und Pläne genauer kennen zu lernen.

Arnold ließ einen Fiacker kommen, eilte zu Achilleus und bat ihn, bei dem Duelle mit Jouy ihm zu secundiren. Achilleus lehnte jedoch den Antrag ab mit den Worten: „wer im Dienste des Vaterlandes steht, ist ein Verräther an demselben, wenn er sich das Recht anmaßt, über seine Person willkürlich zu verfügen. Dir hat das Vaterland Deine Pflicht

geschenkt, wie Du sagst, und so bist Du wieder in Dein ursprüngliches, persönliches Recht zurückgetreten, nicht so ich! Hier in Verona bin ich ein Glied meines Volkes, nur dem Dienste des Ganzen unterthan. Alles, was diesen Dienst gefährden kann, muß ich vermeiden, selbst die Theilnahme an diesem Duelle. Doch werde ich mit Dir zum Stelldichein fahren, auch Dir einen Secundanten verschaffen. Malocchio erzeigt mir und Dir den Gefallen."

Arnold war mit diesem Vorschlage zufrieden. Achilleus stieg mit ihm in den Wagen, in welchem sie zu Malocchio fuhren.

Sie fanden ihn beschäftigt, mit dem Bleistift auf dem Reißbrett Skizzen zu der Darstellung lebender Bilder zu entwerfen; Iwan und Graf Joseph drängten ihn, Alles zur Vorstellung vorzubereiten, zu welcher Francesca gewonnen werden sollte.

Er streckte den eintretenden Freunden die Hand über das Reißbrett hinüber entgegen und hieß sie willkommen. Als er das Anliegen Arnold's erfahren hatte, bat er, ihm nur zu sagen, was er als Secundant zu thun habe? Als Arnold seinem Wunsche gewillfahrt hatte, sagte er unter der Bedingung zu, daß Antonio als Arzt zugezogen werde.

Da die Zeit drängte, so bestellte ihn Arnold nach einer halben Stunde in sein Quartier, wo er sie dann mit Antonio finden sollte.

Nachdem Arnold diese Verabredung mit Malocchio genommen hatte, eilte er mit Achilleus zu Antonio, welcher zwar an diesem Handel ungern Theil nahm, jedoch auch seine ärztliche Hilfe nicht verweigern wollte.

Achilleus ging jetzt um einen verschlossenen Wagen zu holen, in welchem er bei Arnold und Antonio vorfahren wollte. Arnold eilte unterdessen hinauf in seine Stube, wohin Malocchio bald nachkam.

Kaum hatte Arnold hier seinem Secundanten die gehörige Behandlung der Pistolen gezeigt und ihn nochmals darauf aufmerksam gemacht, daß er Sonne und Wind zwischen ihm und Jouy gleich theilen müsse, so kam der Wagen vorgefahren. Sie legten daher schnell die Waffen zurecht, welche Malocchio unter den Mantel nahm, und eilten hinunter zu den Freunden, welche sie erwarteten.

Obschon der schönste, sonnigste Herbsttag ihnen vor den Thoren entgegenlachte, so waren sie doch so sehr mit sich selber beschäftigt, daß sie nichts bemerkten, was um sie her vorging. Der Kutscher schwang die Peitsche unermüdlich, und die Pferde gingen so rasch,

daß sie in Staubwolken auf der schönen Straße durch die Maulbeeralleen, welche mit verdorrten Weinreben wie mit Schnuren und Troddeln behangen waren, an den sanften Hügelungen des Landes wie im Fluge dem See entgegeneilten. Schon blitzte er durch die blätterlosen Büsche mit tausend blauen Augen, jetzt wendete sich die Straße um den Hügel, und vor ihren Augen breitete sich der schöne Gardasee aus und streckte sich weithinein zwischen die Berge.

Sie fuhren über die Wurzel der Landzunge, wo Lucull's Villa einst gestanden, hinüber nach Desenzano, wo sie im Gasthofe den Wagen zurückließen und eine Barke nahmen, um hinüber auf die kleine Insel zu fahren. Der Schiffer, welcher sie mit seinem Knaben ruderte, benachrichtigte sie, daß er vor einer Weile bereits zwei fremde Herren hinübergefahren habe, von welchen sie erwartet würden.

„So rudere, was Du kannst!" rief Arnold; „Du sollst ein doppeltes Trinkgeld haben!"

Jetzt flog die Barke wie ein Pfeil über den See, der vor dem Kahne dunkelgrün auseinanderrauschte und weithin in Azurbläue und in der Ferne in tiefes Dunkel sich verlief. Kähne und Marktschiffe mit weiten, schwellenden Segeln flogen über die Bahn, bis

sie der kleinen einsamen Insel sich zuwendeten. Das Gebirge zu ihrer Linken drängte sich heran zum See und schoß schroff in steiler Wand herunter, an welcher die Wogen schäumend emporsprühten. Gegenüber lief das Gebirge in sanften Hügeln herab in die Ebene. Weiße Wolken, wie entzündet in der Mittagsgluth, standen fern und ferner auf den Spitzen des Gebirges, daß sie die weißleuchtenden Eisgipfel der Alpen in das Unermeßliche fortzusetzen schienen.

Von diesem Anblick ergriffen, stellte sich Arnold, mit ausgespreizten Beinen das Gleichgewicht im Kahne haltend, aufrecht und rief: „grüße euch Gott, ihr uralten, hohen Wächter des deutschen Vaterlandes! Und schauen eure Augen noch hell herunter in das wälsche Land, so macht mein Auge sicher und fest meine Hand, daß ich für deutsche Ehre einen guten Schuß thue.“

„Horch!“ rief Achilleus, „was ist das? Sie begrüßen uns oder üben sich im Schießen!“

Jetzt erblickten sie zwei Personen auf der Insel, in welchen sie bald Jouy und den Chevalier Bartolo erkennen sollten, welche Probeschüsse zu machen schienen.

Als die Barke angelegt hatte und sie an das Ufer gestiegen waren, bemerkten sie, daß Jouy auf der Insel in den Sand ein altes Ruder gesteckt hatte, wonach

er schoß, ohne daß er sie bemerkte oder zu bemerken scheinen wollte.

Als sie den Beiden jetzt nahe genug gekommen waren, sahen sie, daß Jouy, um zu prahlen oder zu schrecken, in das Ruder mit den Kugeln seiner Pistole ein „I" geschossen hatte, welches etwas unsicher ausgefallen war.

„Das ist ja eine fürchterliche Sicherheit der Schüsse!" rief Bartolo, indem er sich stellte, als wäre er mit Jouy noch ganz unbemerkt; „o, wie leid thut mir der arme deutsche Teufel!"

„O Du Prahlhans, Du!" murmelte Arnold, „so wahr mein Vater ein alter Scheibenschütze war, ich zeichne Dir den Anfangsbuchstaben meines Namens in Dein confiscirtes Roulettgesicht, daß Du Rouge und Noire nicht mehr unterscheiden sollst."

„Still! Still!" flüsterte Achilleus; „ich muß ihnen einen Gruß zuschicken."

Mit diesen Worten nahm er Malocchio das Waffenkästchen ab, kniete nieder in den Sand, lud schnell die eine Pistole und schlich sich dann in die Nähe Jouy's, welcher eben wieder mit der Pistole zielte, um eine neue Kugel in die Linie zu setzen. Als ihn Bartolo bemerkte, gab ihm Achilleus winkend zu verstehen,

daß er schweigen sollte, zielte und schoß los, ehe noch Jouy abgedrückt hatte.

Dieser wandte sich um und rief lachend: „ah, Hellas als Kampfrichter!“

„Nehmt es nicht übel,“ versetzte Achilleus, „daß ich einen Punkt über Euer „I“ vielleicht gesetzt habe, wenigstens wollte ich Euch den Gefallen thun.“

„Ich esse das Ruder auf, so lang es ist,“ rief Jouy, „wenn ein Punkt über meinem „I“ steht.“

Der Chevalier brachte das Ruder herbei und sagte: „guten Appetit dazu! aber spuckt die Kugeln weg, denn Blei ist ungesund!“

Jouy warf einen giftigen, lachenden Blick auf Achilleus und sagte: „ich gratulire mir, daß Ihr nicht mein Gegner seid! Doch gespielt ist genug, geh' es zum Ernste!“

Mit diesen Worten wandte sich Jouy von der Gesellschaft ab und ging mit untergeschlagenen Armen am Strande spazieren, während sein Secundant mit dem Secundanten Arnold's verhandelte.

Die Waffen wurden untersucht und genehmigt, Sonne und Luft getheilt und zwei Degen, welche die Barriere bedeuteten, kreuzweis in den Sand gesteckt.

Hinter dem Degenkreuze wurden diesseits und jenseits fünf Schritte abgemessen und Zeichen gelegt, wo die Gegner sich zu stellen hatten, so daß jeder bei seinem Schusse bis zur Barriere vorrücken mochte, jedoch dann stehen bleiben und dem Gegner vergönnen mußte, ebensoweit im Schießen auf ihn loszukommen.

Jetzt waren die Pistolen geladen. Jeder Secundant rief seinen Mann.

„Es ist nun noch zu entscheiden, wer den ersten Schuß hat?" rief Bartolo und gab Arnold die Würfel, welcher niederkniete, die Würfel schüttelte und sieben Augen warf. Jetzt kniete Jouy nieder und warf fünf Augen.

„Ihr habt den ersten Schuß!" sagte Malocchio zu Arnold und übergab ihm die geladene Pistole, während ihm Jouy gegenübertrat und von seinem Secundanten die Waffe erhielt.

Jetzt traten die Secundanten zur Seite, auf das Commando: Marsch! hob Arnold die Pistole, der Schuß fiel und Jouy zuckte leicht zusammen. Antonio sprang hinzu; Jouy aber rief: „es ist nichts, es kann nichts sein!"

Arnold hatte Jouy nach der Stirn gezielt, die Kugel aber demselben hart am linken Ohr vorüber=

gestreift und es geschrammt, daß Blutstropfen herunterperlten.

„Die Kugel,“ rief Arnold, „hat ihm nur meinen Namen in das Ohr gesagt; weiter im Spiele!“

Jouy, tödtlich erbittert über diesen so ernstlich gemeinten Schuß rief: „es soll sein!“ und trat bis an die Barriere, während er scharf die Stelle auf Arnold's Brust, wo der um zwei Knöpfe geöffnete Rock die weiße Weste hervorschimmern ließ, auf das Korn nahm. So kurz dieser Augenblick, so fürchterlich war er. Alle Anwesenden hielten den Odem an sich, Arnold hörte die tombakene Uhr in seiner Westentasche ängstlich picken, auf einmal schlug sie ihm wie eine Faust auf das Herz, der Schuß war gefallen, und er taumelte getroffen auf zwei Schritte zurück; doch da richtete er sich plötzlich lachend in die Höhe, nahm die Uhr aus der Tasche und rief: „die alte Uhr meines Vaters, mein einziges Erbtheil, war mein Schild! Sie steht still! Sie ließ das Leben für mich!“

„Mit Dir ist Gott!“ sagte Achilleus; Jouy knirschte mit den Zähnen. Malocchio reichte Arnold die wieder geladene Pistole; dieser trat bis an die Barriere vor und an Jouy hinan. Wie Arnold die

Pistole auf ihn hielt, überrieselte Jouy unwillkürlich der Todesschauer, sein Gesicht wurde grünlichweiß, seine Augen standen weit offen und stier. Schon wollte Arnold losdrücken, als es ihm wie eine warme Hand über das Herz ging; „meinetwegen!" sagte er, und schoß die Kugel in die Luft. Die Freunde stürzten herbei und schüttelten ihm, wie zum Danke, die Hand; er aber sagte: „das hilft mir nur nicht viel, denn nun wird er mich todtschießen!"

„Daß ich ein Schuft wäre!" rief Jouy; „wo Euere Kugel hingefahren ist, hat auch meine noch Platz!" Mit diesen Worten schoß auch er in die blaue Luft und reichte Arnold zur Versöhnung die Hand.

„Frieden zwischen Deutschland und Frankreich!" rief der Chevalier; und die andern stimmten hüteschwenkend und rufend mit ein.

Malocchio, erfreut, ein Pistolenduell und die dazu gehörigen Gesichter und Mienen gesehen und sogar dabei als Secundant Theil genommen zu haben, eilte hinunter an das Ufer und rief den Fischer mit der Barke zur Ueberfahrt nach Desenzano herbei.

Im Hinüberfahren schickten ihnen die Felsen aus ihren Höhlen einen frischen Wind hinterdrein, daß

sie auf hohen Wogen in kurzer Zeit an das Ufer kamen.

Da Antonio die Gesellschaft bat, bei ihm in Verona einen Becher Wein auf die glücklich beendigte Fahrt zu trinken, so ließen sie schnell anspannen und fuhren bei dämmernder Nacht in die Stadt zurück.

Capitel 4.

Die Nacht war angebrochen. Ein schauerlicher Nordwind kreiselte den Staub auf den Straßen und fachte vor dem Hause Castellani in den Pechpfannen die Flammen hoch empor, welche in wilden Lohen das Gebäude beleuchteten. Eine Menge Menschen standen zur Seite gedrängt von den Spalieren der Grenadiere, welche den Platz frei hielten, unterstützt von den grauen Polizeidienern mit ihren spanischen Röhren.

Eine prächtige Equipage nach der andern mit vorreitenden Fackelträgern rollte heran, die Soldaten präsentirten das Gewehr und eine hohe Herrschaft trat nach der andern in das Haus. So hatte die Auffahrt beinahe eine Stunde lang gewährt, als noch ganz zuletzt der Wagen des Ritters Malavilla vor dem Eingange hielt. Der Wagentritt wurde herunter=

geschlagen, die Thür geöffnet und der Ritter stieg mit Isabella und ihrer Freundin Francesca aus. Der Thürsteher rief Namen und Stand des Angekommenen aus und die spanische Herrschaft trat in den Palast. Ein fürstlicher Page begleitete den Ritter auf die mit weichen Teppichen belegte Treppe hinauf, wo eine Kammerfrau die Damen zur Toilette führte. Der Ritter ließ den Mantel von der Schulter in die Hände seines nachtretenden Dieners fallen und wartete auf die Zurückkunft seiner Tochter im Foyer. Er erschien gepudert in der spanischen Hofuniform, in weißseidenen Schuhen und Strümpfen, den langen steifen Degen mit dem Porzellangriffe an der Seite und das Tressenhütchen unter dem linken Arme.

Hier entdeckte ihn Graf Joseph. Er nahte sich ihm mit feinem Anstande und bewillkommnete ihn im Auftrage Seiner Durchlauchtigsten Hoheit, indem er bat, ihn zu betrachten als gehöre er zum Hause des Wirthes, welcher ihm den Auftrag gegeben, sich zur Verfügung des Ritters zu stellen.

„Ich werde mich, Herr Graf,“ versetzte der Ritter, „durch Eure Gesellschaft eben so sehr geehrt fühlen, als ich dafür dankbar bin, daß Ihr sie uns leisten wollt.“

Jetzt kamen Isabella und Francesca aus dem Putzzimmer heraus, verklärt durch die geschmackvolle Toilette, welche sie gemacht hatten, und durch die Erwartung der Herrlichkeit, welcher sie entgegengingen.

Isabella erschien in einer Basquina von rosarothem Taffet, auf der Schulter und unten mit drei Reihen Silberfranzen besetzt, welche knapp Busen und Taille umfing und reichfaltig herabfiel bis über die Kniee, wo das Untergewand von weißem Atlas und die goldgestickten Zwickel der seidenen Strümpfe unter den langen Silberfranzen hervorschienen. Sie trug einen Schmuck von Rubin balais um den Nacken und gleiche Ohrringe.

Mit ihrem goldenen, wehenden Lockenhaar und in der phantastischen Tracht, mit den zierlichsten, spanischen Füßchen in den perlengestickten Schuhen erinnerte sie an die Elfenkönigin, wenn sie zum Sommernachtsreigen dahineilt.

Ihre Freundin Francesca dagegen, mit ihrer hohen, stolzen Gestalt, erschien mehr wie eine schöne Heroin aus der Mythenzeit. Ihr ganzes Wesen war einfach und großartig; sie trug ein langes, weißseidenes Kleid und darüber eine weiße Tunica von Tüll, welche un=

ten mit Erikazweigen besetzt war; — in den Haaren, wie sie es zu festlichen Gelegenheiten liebte, eine weiße Moosrose.

Die Augen des Grafen Joseph sahen jedoch nur Isabella, die Königin seines Herzens.

So reizend wie jetzt war sie noch nie vor seine Seele getreten. Gewöhnt an den Umgang mit Damen fühlte er in diesem Augenblicke eine längstüberwundene Befangenheit, so daß er fast schüchtern ihr und Francesca nahte und mit unzusammenhängenden Worten seine Freude über ihre Anwesenheit ausdrückte. Alle die eingelernten Redensarten, diese abgegriffenen Scheidemünzen im Salonverkehr, schämten sich zum Vorschein zu kommen.

Doch diese Verlegenheit währte nur einen Augenblick, indem er zugleich über den Genuß dieser Stimmung reflectirte und sagte: „Sie rauben mir die Worte der Anbetung und lassen mir nur das Gefühl derselben wie einen pomo di Siena ohne Schaale!"

„Ihr drückt dafür," versetzte Francesca, „die Schaale über dem Lichte Eures Witzes zusammen, daß das Oel daraus in die Flamme nnd uns in die Augen knistert."

Jetzt war wie von ungefähr Fürst Iwan herbeigekommen und flüsterte schmachtend: „meine gnädigen Damen, die große Polonaise wird beginnen; die kaiserlichen und königlichen Majestäten haben sich die Damen engagiren lassen; wir kleinen Fürsten sind so glücklich, selbst um die Gunst der Damen flehen zu dürfen; wird Signora Francesca mir erlauben, sie einführen zu dürfen?"

Während Francesca zusagte, trat die Gesellschaft in den Saal, in welchem die flammenden Kronleuchter die Nacht in einen blendenden Tag verwandelt hatten und den Purpurschein der Sammettapeten an den Wänden über den Marmorspiegel des Fußbodens und die irdischen Gottheiten, welche darüber hinwandelten, in verschwimmenden Reflexen ausgossen.

Isabella glaubte nicht mehr auf der Erde zu wandeln, ihr war es in diesem Glanze, worin das geblendete Auge kaum die einzelnen Gestalten herauszuerkennen vermochte, und in diesem feinen Moschusdufte der haute volée, welcher die Sinne befing, als wandle sie unten im märchenhaften Reiche der Gnomen und Elementargeister.

Schon längst hatte die Polonaise begonnen, in welcher sich die Paare nur langsam einige Schritte

bewegten und dann wieder flüsternd stehen blieben, daß Francesca unwillkürlich an Arnold's Waldmärchen und an das Bienensummen in Vrenli's Hütte im Fichtenbaume denken mußte.

Die Musik ging jetzt in ein Adagio über und mit sanften, schwelgenden Augen neigte sich Fürst Iwan zu Francesca mit den Worten: „ziehen die Töne nicht wie Schwäne dahin über einen weiten See verschwimmend in die Abenddämmerung? Wie süß müßte es sein, in Klänge zu zerfließen!"

Francesca sah ihn von der Seite an und entgegnete: „oder wie gekörntes Eis mit Zucker und Limonensaft auf der Lippe eines dürstenden Mohren!"

„Grausame!" flüsterte der Fürst und streckte den rechten Fuß mit dem kleinen Schnallenschuh aus, da die Colonne um einige Schritte weiter sich bewegte.

Bei dieser Bewegung kam Graf Joseph mit Isabella an das eine Ende des Saales zu stehen, wo sie die gegenüberstehende Reihe übersehen konnten. Er benutzte diesen Augenblick, um die Gesellschaft wie ein Pfauenrad um sich herum zu legen, indem er in den Spiegel einer jeden Feder flüchtig seiner Dame das Miniaturbild einer hohen brillanten Person carrikirt zu zeichnen suchte.

„Ich möchte wohl ahnen können," sagte er, „was von diesem schönen Abend in Eure Erinnerung bleibend sich eindrücken wird?"

„Das langsame Gehen," versetzte heiter Isabella, „das sie Tanzen nennen."

„Ihr müßt bedenken," erwiederte er, „daß wir hier das stabile Princip repräsentiren; seht nur dort meinen Oheim, den Hofmarschall, der wie ein abgehärmtes Fragezeichen aussieht und nie vergessen kann, daß einer seiner Ahnen mit einer bourbonischen Prinzessin vermählt gewesen ist, welche wenigstens eine Lilie in sein Wappen eingebracht hat."

„Ist bei Euch," fragte Isabella, „die Lilie auch das Zeichen welches auf die Degen geäzt wird?"

„Bei uns," erwiederte lächelnd Graf Joseph, „druckt man sie vor der Hand als Etiquette auf Almanache, und fromme Jungfrauen machen Sonette darauf."

„Wenn ich nur einmal eine Dichterin sehen könnte!" seufzte Isabella.

„Seht Ihr dort," entgegnete Graf Joseph, „die Dame in der blaßbläulichen, seidenen Robe? Es ist eine mediatisirte Fürstin. Das eine Auge, welches immer still steht, ist vor Schrecken über eine Recension

zu Glas geworden, das andere ist eine zu Tode geweinte Elegie. Gleich hinter ihr die kurze, dicke Herzogin ist der Pendant zu ihr, — sie ist eine Blumenmalerin, wie Ihr an der rothen Schminke auf ihrem Gesichte sehen könnt; die Klatschrose gelingt ihr am besten. Wir waren sonst große Freunde; seitdem ich ihr in das Stammbuch eine Ruine mit blühenden Rosen gezeichnet, habe ich ihre Gnade verloren."

Jetzt bewegte sich die Colonne wieder um einige Schritte, Graf Joseph streckte den rechten Fuß mit dem feinen Schnallenschuh aus und führte seine Dame um einen halben Schritt weiter vor.

Jetzt wurden die Damen gewechselt. Jeder der allerhöchsten und hohen Cavaliere überließ seine Dame dem vor ihm stehenden, indem hier und da Namen und Rang der Dame mit sammetweicher Neigung des Kopfes zugeflüstert wurde.

Nach wenigen kurzen Complimenten wechselten die Damen wieder, so daß die Tour zu einer vorübergehenden Unterhaltung der Cavaliere mit den Damen ausschlug.

Jetzt hatte Graf Joseph das Glück mit der blumenmalenden Herzogin zusammenzukommen.

Sie begann die Unterhaltung und zeigte die lächelnden, elfenbeinernen, schönen Zähne, welche sie heute besonders sorgfältig eingesetzt hatte, während sie sprach: „war das nicht die kleine Spanierin, die Malavilla, welche Sie einführten? Ich hatte das Glück, von Ihnen bemerkt zu werden?"

„Ich hatte die Ehre," versetzte Graf Joseph, „von Höchstihrem eminenten Talente zum Gesange zu sprechen und meinen Wunsch auszudrücken, ein spanisches Duett von Höchstihnen und ihr hören zu können."

„Führen Sie doch die Kleine," entgegnete die Herzogin, „in meinen Salon ein; Sie erinnern sich, daß jeden Freitag —"

Doch jetzt wechselten die Damen wieder; die Herzogin ging an den Vordermann, Isabella an den hohen Wirth und Francesca an den Kaiser Alexander über.

Da Graf Joseph jetzt mit einer halbtauben und wortkargen Prinzessin zusammen kam, welche ihn wegen seines niederen Standes mißachtete, so unterhielt er sie mit einem stereotypen Lächeln, indem sie sich bei den Handschuhspitzen hielten.

Unter diesem stummen Lächeln hatte Graf Joseph Zeit, mit seinen Blicken verstohlen Isabella nachzugehen, mit welcher sich der Fürst sehr gnädig zu unterhalten schien. Wie er sie in ihrer wunderbaren Schönheit von sich fern stehen sah, brachen alle verhaltenen Gluthen der Liebe und des Hasses aus der Asche hervor. An die Seele legte sich ihm der nagende Gedanke, daß die alte, kupplerische Duenna noch in dieser Nacht die erste Zusammenkunft Isabellens mit seinem begünstigten Nebenbuhler veranstaltet hatte, in derselben Nacht, wo sein mächtiger Chef für ihn bei dem Ritter um die Hand seiner Tochter werben wollte.

„Warum zittert denn der Graf?" fragte ihn jetzt mit langsamer, näselnder Stimme die Prinzessin und warf den Kopf wie ein Wasservogel zurück, während die Brustbeine vortraten.

„Aus submissester Ehrfurcht, Sira!" rief Graf Joseph ihr in das linke Ohr.

Die Prinzessin zuckte gnädig mit den Mundwinkeln und drehte den Nacken ein wenig, *und* der Cavalier flüchtete sich wieder unter das stereotype Lächeln.

Unterdessen unterhielt sich der hohe Wirth mit Isabella, welche in diesen kurzen Augenblicken sein höchstes Wohlwollen gewonnen hatte.

„Wir werden es uns angelegen sein lassen," sagte er scherzend, „die Krone von Spanien wieder an Oestreich zu bringen. Sie dürfen sich hüten; denn ich werde Ihnen einen tapfern Ritter schicken, der Sie erobern soll, um dann immer Ihr Unterthan zu sein."

Isabella erbleichte, der Fürst bemerkte es und sagte: „welche Rose soll Oestreich erhalten, die weiße oder rothe?"

Bei dieser Frage sah Isabella auf Francesca, welche die weiße Moosrose in den Locken trug, und sagte: „es scheint, als wenn Rußland dem Hause Oestreich keine Wahl mehr lassen wolle."

Obschon die Musik immer wieder die Colonne zum Weiterschreiten aufforderte, so wollte die Tour des Damenwechsels doch nicht weiter gehen, da sich Alexander immer noch mit Francesca unterhielt.

„Stundenlang saß ich schon vor dem schönen Bilde," erzählte ihr der huldvolle Kaiser, „und immer näher trat mir der innere Sinn desselben.

Ich empfinde es dabei recht eigen, daß das höchste Glück nur ein Traum ist und nur im Traume genossen wird."

Francesca hing mit ihrer ganzen Seele am schönen, gnädigen Antlitze des Kaisers und entgegnete lächelnd: „um so mehr ist Europa zu ewigem Danke dem guten, wachenden Genius verschuldet, welcher seinen Schild über die Träumerin gedeckt und sie mit scharfem Schwerte vertheidigt hat, als der französische Adler blutlechzend herunterstieß."

„In te, domine, speravi!" erwiederte der fromme Kaiser, „ich war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes."

„Ich wollte, daß ich ein Maler wäre!" entgegnete Francesca, „ich malte den angebeteten Kaiser des Nordens auf dem Schlachtfelde auf den Knieen liegend, während die Adjutanten heransprengen, hüteschwenkend und siegverkündend."

Alexander sah ihr mild und freundlich in das glühende Gesicht und sagte: „wenn Ihr an mich später denken mögt und eine Umgebung dazu träumen, welche mir recht lieb ist, so stellt Euch einen stundenlangen Wald von großen, uralten, epheuumrankten Birken und Tannen, durchschnitten von smaragdgrünen

Rasenstrecken im späten Abenddämmerlicht vor und einen Mann im grauen Mantel dahinwandelnd, versenkt in melancholische Träume, einsam und gedankenvoll — im Parke von Czarskoe-Selo. — Aber auch ich will mir von dem so schönen Ideale, welches dem Maler meines Bildes vorgeschwebt hat, den lebendigen Eindruck bewahren. Ich hoffe der schönen Ariadne im Labyrinthe dieser Tage wieder zu begegnen!"

Mit diesen Worten verneigte er sich ein wenig, alle Anwesenden machten die Bewegung ihm nach, und die Polonaise war beendigt.

[illegible] im späten Abenddämmerlichte über uns einen Mann im grauen Mantel Napoleons, der halb in melancholische Träume, einsam und gedankenvoll — im Parke von Sanssouci. — Aber auch ich will mich von dem so schönen Ideale, welches dem Maler meines Bildes vorgeschwebt hat, den lebendigen Eindruck bewahren. Ich hoffe der schönen Ariadne im Labyrinthe dieser Tage wieder zu begegnen!"

Mit diesen Worten verneigte er sich ein wenig, alle Anwesenden machten die Verneigung ihm nach, und die Polonaise war beendigt.

Fünftes Buch.

Capitel 1.

In der Strada degli Erbesti hatte Peppo, ein lustiger, wohlbeleibter Bolognese eine Osteria. Den vorderen Raum derselben nahm die Küche ein, welche zugleich den einkehrenden Gästen zum Speisezimmer und zur Wohnstube diente. Vom Eintritte gegenüber an der schwarzen Mauerwand stand in einer kleinen Blende die Figur des heiligen Antonius von Padua von angemaltem Gyps. Davor brannte eine Lampe, welche die schmutzigen, herumstehenden Bänke und Tische spärlich beleuchtete. Durch diese Wand ging in jeder der beiden Ecken eine Thüre hinaus; die eine in das Wohnzimmer des Wirths, die andere in die Vorrathskammer.

Dort sah man ein angestecktes Weinfaß auf einem Gestelle, die in großen Laiben aufgeschichteten Parmesankäse, dazwischen einen großen angeschnittenen

Schinken und wie vom Himmel herunterhängende Knoblauchwürste. Vor dem Heerde stand Peppo mit der weißen, saubern Jacke und Mütze und der reinlichen Schürze; sonst war Alles umher in Schmutz erstarrt.

Ueber dem Feuer, welches mit Rebenholz unterhalten wurde, drehte ein kleiner Hund an einem Trillrade einen Hammelbraten am Spieße, indem Peppo den kleinen Arbeiter mit den zärtlichsten Schmeichelworten und Versicherungen tröstete, daß dieses heute seine letzte Arbeit sein solle.

In dem Dämmerlichte umher, welches das Kohlenfeuer auf dem Heerde und die Lampe des heiligen Antonius verbreitete, saßen mehrere Gruppen abenteuerlicher Gesellen. Die meisten waren in Mäntel gehüllt und hatten ihre breitkrämpigen Hüte tief in die Augen gedrückt, wie Männer, welche auf ein gefährliches Abenteuer ausgehen.

Der Eine hatte harte Eier und Salz vor sich, welche er mit besonderer Kunstfertigkeit auf dem Tische auftippte, schälte, in Salz eintauchte und zwischen seinen Zähnen verschwinden ließ, dann aus dem irdenen glasirten Weintopfe, welcher vor ihm stand, sich das Glas vollschenkte und leerte. Ein Anderer

betrachtete mit aufgestemmten Armen die Gräten der Fische, welche vor ihm auf dem Teller lagen, als dächte er über die Vergänglichkeit aller Dinge nach. Ein Dritter saß rittlings auf der Bank und rauchte Tabak aus einer Pfeife, welche aus zwei in einandergesteckten Rohren und einem rothen Thonköpfchen bestand, verdrehte die Augen und murmelte unverständliche Worte von hohen Potentaten und vom Chevalier durcheinander, bis ihm sein Nebenmann einen Schlag auf die Schulter gab und ihm zornig in das Ohr rief: „wirst Du schweigen lernen!“

Zwei Andere spielten wieder mit einander Morra, indem sie die Zahl gleichzeitig ausgestreckter Finger zu errathen suchten und durcheinander schrieen: „acht! sechs! neun! Alle!“ mit einem Eifer, als hinge davon das Heil der Welt ab. Anderwärts saßen wieder Einige und spielten schweigsam Domino um die Bezahlung des Weins, welchen sie sich noch in Aussicht gestellt hatten.

Die allgemeinere Unterhaltung schien eine Musikantenfamilie, welche unfern der Ausgangthür stand, zu bestreiten. Sie bestand aus einem alten Mann mit einem erdfahlen Gesicht, welcher die Geige spielte, während seine Frau, ein altes, zahnloses, dickes

Mütterchen, sang, und zwei kleine Knaben auf dem Kopfe vor ihnen dazu tanzten.

Sie hatten einen weißen Pudel bei sich, welcher die Mütze seines Herrn in der Schnauze trug und von einem Gaste zum andern wedelnd und knurrend herumging und die Gaben einsammelte.

„Wie gut hast du es dagegen, mein vierbeiniger Küchenjunge und Bratenwender!" sagte Peppo zu seinem Hündchen im Trillrade, welches keuchend die Zunge hervorstreckte.

Jetzt trat ein neuer Gast herein, welcher eine Kapuze über den Kopf gezogen hatte, daß vom Gesicht nur das linke Auge und ein schwarzes Pflaster auf der Stelle des rechten zu sehen war. Er verlangte trotzig einen Krug Wein und sah sich in dem Gemache um, als wenn er Jemand suche. Endlich ging er auf einen der Anwesenden zu, welcher einsam im Winkel an der Tafelecke saß und mit dem Finger vom vergossenen Wein gedankenlos Figuren auf die Tafel zog Der Einäugige setzte sich wortlos an die andere Ecke.

Als der Wirth mit dem Weinkruge, welchen er bestellt hatte, unter der Thüre zögerte und mit einem der Gäste die Zeche berechnete, rief er ihm nach einer kurzen Weile zornig zu: „presto! presto, birbone!"

Sein Nachbar schien ihn erst jetzt zu bemerken. Als Peppo das Krügelchen Wein dem Einäugigen hingesetzt und sich wieder entfernt hatte, füllte dieser das Glas, schob es dem Andern zu und sagte: „trink, Nicolo, auf unser Wiedersehen!"

„Wie kommst Du daher, Bajonna?" flüsterte jener.

„Ich spürte Dich aus," versetzte leise Bajonna; „meinst Du nicht, daß ich Dir Geschichten zu erzählen habe, welche Dich etwas angehen? Hier ist kein Ort dazu! Folge mir nach in den Hof!"

Nicolo nickte mit dem Kopfe zum Zeichen seiner Einwilligung; Bajonna wickelte sich fester in seinen Mantel und begab sich hinaus. Bald kam Nicolo ihm nach.

„Bei allen Heiligen!" fragte Nicolo, „wie kommst Du aus Neapel hierher?"

„Wie Du?" fragte kurz Bajonna.

„Das ist bald gesagt!" erwiederte Nicolo; „habe ich nicht aus unserer Revolution in Neapel ein bischen Blut von dem Schweizerofficier an meiner Hand? — Sollt' ich ein solcher Narr sein und dort meinen Hals hinhalten, bis es einem andern Narren gefällt, mir den Strick darum zu werfen?"

„Da hast Du ein Seitenstück zu meiner stillen Abreise von Neapel!“ versetzte Bajonna. „Du bist hier im Privatdienst des Chevalier Bartolo und seines Patrons, des Grafen Joseph, welcher sich eine Privatpolizei hält?“

„Hm!“ entgegnete Nicolo, halb bejahend, halb verneinend.

„Was hast Du für Hinterhalt und gehst nicht mit der Sprache heraus?“ fragte Bajonna weiter, — „Du weißt ja doch, daß ich Dich als abtrünnigen Bruder der Carbonaja —“

Kaum hatte Bajonna diese Worte gesprochen, als ein Messerstoß ihm nach der Brust ging, welcher jedoch unter dem Mantel auf einen Drahtharnisch traf. Zu gleicher Zeit erhielt Nicolo von ihm einen so kräftigen Schlag auf die Hand, daß das Messer auf das Steinpflaster niederklirrte.

„Bestie!“ murmelte Bajonna; „sei jetzt vernünftig und laß mich erst ausreden, ehe Du mir nach dem Leben stehst, Crocodil!“

„Nichts für ungut,“ versetzte Nicolo; „Du sollst sicher vor mir sein, bin ich es vor Dir!“

„Sicher, wie ein Kind im Mutterleibe!“ entgegnete Bajonna; „aber sei aufrichtig und sprich, wie kamst Du zu Deinem Gewerbe?“

„Aus Hunger und Menschenhaß!“ versetzte Nicolo.

„Warum nicht lieber aus Durst und Dummheit?“ entgegnete Bajonna.

„Was bleibt dem Patrioten in dieser Zeit übrig?“ fragte Nicolo, „als unter irgend einer Maske in das Menschengewühl unterzutauchen! Und in welcher Maske kann ich sicherer sein, als in der eines Polizeiagenten? Aus diesem Unrathe findet so leicht Niemand einen alten Carbonaro heraus. Dann kann ich auch bei meinem Gewerbe am besten meinem Groll nachgehen gegen das Gesindel, welches die italienische Sache so schändlich verrathen hat; denn selten bindet Einer seine Zunge, daß man ihm nicht ein Wort zum Stricke verdrehen kann. Und weißt Du nicht, wie Hunger thut? Ich könnte Dir Geschichten erzählen, welche Dich zu einem wüthigen Wolfe machen sollten; hatte mich doch einer unserer Brüder drei Tage lang bei sich hingehalten, um sich darnach zu erkundigen, ob nicht ein Preis auf meinem Kopf stände, welchen er verdienen könnte!“

Thränen der Wuth brachen jetzt aus Nicolo's Augen; er konnte nicht weiter sprechen, nur die Fäuste ballen und in der Finsterniß Bajonna heimlich, tückisch drohend vor das Gesicht halten."

Bajonna dagegen war unschlüssig, ob er den Abgefallenen erwürgen, oder zu dem vermeinten höheren Zwecke mißbrauchen sollte. Endlich siegte bei ihm die Klugheit. Er hoffte nämlich durch Nicolo sicher an den Chevalier zu kommen, um an ihm das Rächeramt zu vollstrecken, welches ihm durch die Würfel im Gartenhause zugefallen war.

Er entgegnete daher ruhig: „ich hasse weder die Menschen, noch die Freiheit, aber ich weiß auch kein anderes Mittel, mich vor meinen Verfolgern zu retten, als den Schutz des mächtigen Chevaliers, den ich als sein Agent oder Geselle von selbst genösse. Schon in Neapel hörte ich, daß Du Dich hier mit der geheimen Polizei eingelassen hättest; ich lauerte hier vor dem Logis des Chevaliers auf Dich, und als ich Dich endlich heimlich dort aus- und eingehen sah, war ich meiner Sache gewiß. Bald kundschaftete ich auch diese Osteria aus, wo Ihr häufig zusammen kommt, und nun ich Dich persönlich getroffen, werde ich Dich

nicht loslassen, bis Du mir zur Gunst des Chevaliers verholfen hast."

Nicolo gerieth durch diesen Antrag in große Verlegenheit; denn wenn er auch hoffen durfte, daß der Chevalier einen Menschen, welchen er empfehlen konnte, in seinen Sold nehmen würde, so kannte er doch den Charakter Bajonna's zu gut, als daß er je an seinen Abfall vom revolutionären Wahne hätte glauben können. Wie oft hatte Bajonna das Amt des Großmeisters in der Loge ausgeschlagen, um desto entschlossener handeln zu können! Nicolo fürchtete daher, daß es doch auf sein Leben abgesehen sein könnte.

Indem er alles dieses erwog, dachte er zugleich an das Abenteuer, welches ihm in Kurzem bevorstand, und an die Gefahr desselben.

„Kannst Du schweigen?" fragte er endlich.

„„Kennst Du mich nicht besser, als Du mit Deiner Frage zu erkennen giebst?""

„Schwöre mir bei Deinem Schutzpatron, daß Du weder mich noch einen Anderen verrathen willst!"

„„Bei allen Teufeln! ich schwöre Dir, verschwiegen zu sein, wenn ich es nicht schon sein sollte!""

„Gut denn! — In dieser Nacht soll ein junger

Geselle aufgehoben werden, welcher eine Liebschaft mit einer vornehmen jungen Dame angezettelt hat!"

„„Was geht das mich an?""

„Genug, wenn Du dich unserem Patron, dem Chevalier, empfehlen willst; denn das Abenteuer ist halsbrechend."

„„Als wenn ich eine feige Memme wäre! Heraus mit der Gefahr, ich will sie bestehen, wenn Dir der Muth dazu zu dünn gerathen ist.""

„Kurz und gut! In dieser Nacht ist Jemand zu einem Stelldichein unter das Fenster seiner Dame bestellt. Sobald dieser dort angelangt ist und wir in der Person sicher sind, muß ihm ein Pflaster auf den Mund und er selbst zu Boden geworfen, geknebelt und in einen Wagen geschafft werden, um ihn heimlich irgendwo unterzubringen. Willst Du den Kehlengriff thun, so will ich Dich mitnehmen."

„„Basta! es gilt, ich bin dabei! — Und wie viel erhalte ich zum Handgeld?""

„Zehn Scudi von mir! wie Du mit dem Chevalier hernach übereinkommst, ist Deine Sache!"

„„Ein Lumpengeld für einen Henkersknecht!"" entgegnete Bajonna, welcher um Geld für diese Arbeit handelte, um Nicolo in Sicherheit zu wiegen.

So suchte Einer den Andern zu täuschen; — denn Nicolo hatte sich vorgenommen, ihn doch noch stumm zu machen. Er wußte es nur zu gut, daß der Mann, welcher überfallen und heimlich entfernt werden sollte, seinen scharfen Hatagan immer bei sich trug, und wenn Bajonna auch nur mit demselben zu ringen haben sollte, so konnte er doch die Gelegenheit benutzen, um ihm selbst einen tödtlichen Stich zu versetzen, welcher ihn von dem verdächtigen Carbonaro auf immer befreite.

„„Wird der Chevalier bei dem Abenteuer zugegen sein?““

„Warum fragst Du?“

„„Damit sich mit meiner That kein Anderer brüsten und mir den Lohn wegnehmen soll!““

„Du sollst That und Lohn,“ entgegnete Nicolo, „ganz allein behalten!“ —

Jetzt schlug es auf der Domuhr elf; Nicolo zählte die Schläge und sagte dann: „nun wird es Zeit, daß ich meine Leute anstelle! Halte Dich nur immer zu mir und verrathe Dich nicht durch überflüssige Reden!“

„Als wenn ich,“ entgegnete Bajonna, „ein Papagei wäre, wie Du!“

Sie gingen jetzt in die Osteria zurück; Nicolo ließ sich noch einen Krug Wein geben, stürzte ihn in einem Zuge hinunter und rief dann den Anwesenden zu „es wird Zeit zur Ruhe! Wer die Ordnung liebt, der folgt mir!“

Mit diesen Worten ging er fort. Einer nach dem Andern von den Gästen erhob sich, bezahlte und verließ die Stube, in welcher nach wenig Minuten sich Niemand mehr befand, als Peppo und die Musikantenfamilie, welche sich in einem Winkel zusammengekauert hatte.

Peppo hatte jetzt seinem kleinen Hunde ein Lager auf dem Heerde zurecht gemacht und wollte nun selbst zu Bette gehen, als er aus dem dunkeln Winkel beim Eingange zehn Augen funkeln sah.

„Was?“ schrie er, „ich sollte meine ehrliche Osteria zu einer Zigeunerherberge machen? — Packt euch hinaus, oder ich hetze euch mit meinem Cenerentolo zur Thür hinaus! Ihr rührt euch noch nicht? Ihr untersteht euch, hier noch zu trotzen?“

„Um die Barmherzigkeit Gottes!“ jammerte die Musikantenfrau, „Ihr werdet uns doch nicht hinausjagen auf die Straße, mich und die armen Kinder!

Sind wir doch ehrliche Leute und haben unsern Passeport und suchen uns redlich zu nähren, wie Ihr gesehen habt. Mein Alter soll für Euch und Euer Haus zehn Paternoster vor dem Einschlafen beten; Ihr mögt es glauben, er betet gut!"

„Still mit Deiner Lärmtrommel!" sagte Peppo, „zeigt Euren Passeport und laßt sehen!"

Die Alte wühlte jetzt in einem Felleisen herum, bis sie die schmutzige Brieftasche und darin den Passeport fand, welchen sie Peppo einhändigte.

„Also Römer seid Ihr?" fragte der Wirth, „wirkliche, wahre, ächte Römer?"

„So wahr das Campidoglio," rief jetzt pathetisch der Musikant hinter seiner Frau vor, „über dem alten Forum und Rom auf sieben Bergen steht! So wahr Cäsar und Hannibal dem heiligen Vater in alten Zeiten die Steigbügel gehalten; ich bin ein Römer, geboren alla **Fontana di Trevi**, wo gleich vor der Hausthür Fische gebraten werden!"

Peppo nahm den Paß zu sich und sagte: „hättet Ihr euch gleich als Römer zu erkennen gegeben, Maestro, so hätte es keines Redens bedurft!"

Mit diesen Worten ging er in sein Schlafgemach und holte einige alte, mit Seegras gestopfte Matratzen, welche er der Musikantenfamilie zuwarf und ihr gute Nacht wünschte; dann schloß er fürsorglich die Thüre zur Vorrathskammer ab und begab sich zur Ruhe.

Capitel 2.

Antonio hatte den Priester Santello, da der Ritter Malavilla mit Isabella zum Balle gefahren war, zu sich eingeladen, um den Abend in der Gesellschaft bei ihm zuzubringen.

Jouy hätte Arnold gern trunken gemacht und nöthigte ihm noch ein Glas Malvasier auf, nachdem sein Zureden an Achilleus Mäßigkeit gescheitert war.

Malocchio sprach, aufgeregt von den süßen Flammen, welche er schlürfte, unermüdlich von dem Beruf der Kunst, das Leben wie eine Traube zu keltern und den Most zu Wein abzuklären; Niemand hörte auf ihn. Um so ungestörter konnte er fortfahren: „was machte die alten Maler in ihren Werken so groß? nichts weiter, als der klare Instinkt, mit welchem sie das eigenste Leben ihres Zeitalters zu erfassen und darzustellen wußten. So lange der siebenfarbige

Regenbogen der christlichen Religion durch die Weltseele sich hinunter in das Herz des Künstlers zog, konnten seine Werke nur der Abglanz dieser Herrlichkeit sein. Seitdem aber die alten griechischen Götter vor dem türkischen Lärm und Spectakel bei der Zerstörung Constantinopels wieder aufgewacht und nach Italien ausgewandert und allmälig dem Menschen in das warme Blut getreten sind, ist das Leben ein ganz anderes geworden. Nun fangen meine Kunstkameraden an vornehm zu thun und das Publikum zu verachten, weil es an zierlichen Madonnenheiligenscheinen und Christkindlein und den Händefaltungen, Verklärungen und Verzückungen keinen rechten Geschmack mehr finden will. War früher die Welt nach der Bibel zugeschnitten, so hat sie sich jetzt ausgethan in die Natur und die Geschichte."

„Dort sind noch ewig neue Motive zu Bildern zu finden! — Was, Ihr hättet keinen Stoff? malt mich ab!" rief er und schwenkte mit der einen Hand den Hut und in der andern Hand das leere Glas in die Höhe; „es lebe die traumtrunkene Ariadne und Kaiser Alexander hoch!"

Die Gesellschaft stieß mit an und Santello rief: „auf den Triumph der guten Sache!"

Alle ließen ihre Gläser bei diesem Trinkspruche anklingen und jeder dachte an etwas Anderes.

Mitten in diesem Lärm hatte sich Achilleus heimlich entfernt, ohne daß Jemand darauf Acht gehabt, zumal Jouy jetzt einen Zankapfel in die Gesellschaft geworfen hatte mit den Worten: „also meint Ihr wirklich, Herr Pater, daß Ferdinand der Siebente oder die Regentschaft von Seo d'Urgel so eine gute Sache hätte? Sind denn wirklich Camerillaregierung und Inquisition für ein Volk so ein großes Heil?" —

„Spanien ist groß und herrlich geworden durch die Treue im reinen Glauben!" versetzte Santello, „und groß geblieben, so lange die Inquisition stark genug war, die Ketzer auszurotten."

Chevalier Bartolo ergriff das Wort und sagte: „von der Herrlichkeit der Inquisition kann ich jetzt mehr erzählen, als ich früher gewünscht hatte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit ihr so bekannt zu werden, daß ich ihre Wohlthat noch jetzt in allen Gliedern fühle, wenn sich das Wetter ändert. Ich lebte zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution in Paris und war, begeistert für die Freiheit, ein Jacobiner wie die meisten meiner Freunde; denn jede allgemeine Idee einer Zeit hat etwas Ansteckendes,

und kein Mensch kann sich dagegen leicht verwahren. Ich weiß nicht, wodurch ich zu der Ehre gekommen war, von den Mitgliedern meines Clubs für einen durchtriebenen Gesellen gehalten zu werden. Doch mochteich gerade diesem Vorurtheile es zuschreiben, daß ich als Emissair nach Spanien geschickt wurde, um dort den Samen der Freiheit auszustreuen, oder mit andern Worten: um dort Verschwörungen und Emeuten anzuzetteln und dadurch der französischen Republik den Rücken sicher zu machen. In dieser Mission kam ich auch nach Tarragona. Dort wurde ich mit dem alten Baron Uguanna bekannt, welcher in meiner Schule bald sich zum besten Werkzeuge der Revolution herangebildet hätte, wenn ich eben so klug gewesen wäre, als ich gelten wollte."

„Der alte Baron hatte eine sehr schöne Tochter, welche sich in mich verliebte; mein junges Herz fing Feuer, und gar bald fand ich Gelegenheit ihr das Evangelium der Freiheit zu predigen."

„Die Folgen davon blieben nicht aus; der alte Baron wüthete, der aufgehetzte Pöbel rottete sich vor meinem Quartier zusammen und schrie: Tod dem Franzosen! Nieder mit dem Jacobiner! und ich konnte mich nur in einer Mönchskutte retten, welche ich auf

meinen nächtlichen Streifereien trug, indem ich die verriegelte Hausthür selbst aufriß, mit den Worten: nieder mit dem Jacobiner! in die verblüffte Volksmenge hineinsprang und so mir zur Flucht verhalf."

„Ich schüttelte den spanischen Staub von meinen Füßen und kehrte nach Frankreich zurück, wo bald darauf Bonaparte die Revolution zum Schlachtroß und kaiserlichen Paradepferd abrichtete und zuritt. Ich konnte nichts Besseres thun, als zur Armee zu gehen, wo für die thätige Jugend der neue Glücksstern schien. Dieser führte mich im Jahre 1809 unter den Adlern Junot's wieder zurück nach Spanien."

„Täglich im Kampfe mit den spanischen Guerilla's hatte ich mich bald bis zum Range eines Majors emporgearbeitet."

„Als ich mit meinem Bataillon in Toledo einrückte, kam mir die Geistlichkeit und Municipalität huldigend entgegen, und fast dazu gezwungen wurde ich zu einem Gastmahle geführt, welches zu Ehren der brüderlichen französischen Nation veranstaltet sein sollte."

„Man geleitete mich in einen großen Palast, wo die vornehmsten Einwohner der Stadt versammelt waren und zu einer festlichen Tafel, an welcher die

schönsten Damen mir zur Seite und gegenübersaßen. Ich wurde mit dem ersinnbarsten Luxus bedient und jeder Argwohn schwand aus meiner Seele. Unter den heitersten Gesprächen, Scherzen und Trinksprüchen verstrich die Zeit. Plötzlich wurde es mir jedoch vor den Augen dunkel, ich wollte vom Sessel in die Höhe springen, es war mir unmöglich, mir vergingen die Sinne und ich sank bewußtlos wie in den Arm des Todes."

„Wie lange ich mich in diesem Zustande befunden haben mochte, weiß ich nicht. Ich erwachte endlich wieder, doch mit Erschrecken; denn ich lag in einem offenen Sarge, meine Hände waren auf dem Rücken festgebunden und vor mir sah ich die Inquisitionsrichter mit den tödtlichen Augen. Sie saßen an einer schwarzverhangenen Tafel, auf welcher Kerzen bei einem Todtenkopfe brannten."

„Wo bin ich? seufzte ich."

„„Im Verhörsaale der Inquisition,"" antwortete Einer der Fürchterlichen."

„Was habt Ihr mit mir zu schaffen? rief ich. — Für jedes Haar auf meinem Haupte müßt Ihr dem Kaiser der Franzosen Rechenschaft geben! wehe Euch, wenn Ihr noch weiter gegen mich frevelt! — Noch

sei Euch vergeben! Mein Bataillon wird mich schon jetzt suchen!" —

„„Im Grabe!"" war die Antwort."

„Meine Braven?"

„„Fielen zum Sühnopfer der spanischen Nation!""

„Gut, so erwürgt auch mich!"

„„Nicht gleich! erst bekenne Deine Sünden! Hast Du nicht vor Jahren in Tarragona öffentlich und heimlich gelästert gegen die Jungfrau Maria und den Sohn Gottes am Kreuze! und gepredigt, daß die nackte Pariser Vernunft der einzig wahre Gott, und alles Andere Lüge sei?""

„Wer ist der Elende, der mich beschuldigt?"

„Bei dieser Frage flüsterten die Ketzerrichter unter einander, endlich erhob sich Einer von ihnen. Es war eine hohe, vor Alter niedergebeugte Gestalt, welche sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Auf einem Krückenstocke, geführt vom Familiaris des Gerichts, welcher eine Kerze hielt, kam der Mönch zu mir."

„Ich blickte in die Höhe, das erdfahle, beinerne Gesicht des Mönchs sah auf mich herab, grell beleuchtet vom Scheine der Kerze. Seine brennenden Augen ruhten auf mir, als wollten sie mich vernichten."

„Nach einer Weile fragte er: „„kennst Du mich, Elender?““

„Ich habe Euch nie gesehen! entgegnete ich.“

„„Erinnerst Du dich noch an den Baron Uguanna in Tarragona?““

„Ihr ein Mönch, und ich in Euren Händen? seufzte ich, Gott erbarme sich meiner!“

„„Nicht über Dich, elender Verführer meiner Tochter! Ehe Du auf ewig in die Nacht versinkst, höre: Elvira ist gestorben und hat Dich verflucht; Dein Sohn, welcher nie etwas von seinen ehrlosen Eltern erfahren wird, betet als Einsiedler auf dem Montserrat für ihre arme Seele; und ich stehe vor Dir, um Dich der Verdammniß zu weihen! bekenne Deine Sünden, — und verdirb!““

Santello war bei dieser Erzählung des Chevaliers immer aufmerksamer geworden. Fast leblos starrte er ihm in das Antlitz. Nur manchmal zuckte er kaum merkbar in sich zusammen.

Der Chevalier fuhr jedoch fort: „ich drückte meine Augen zu, um nicht länger in das rachebrütende Auge des Greises zu sehen, und schwieg auf alle seine Fragen. Nach einer Weile kam der Familiaris wieder zu mir

heran, hob mich aus dem Sarge und stellte mich auf die Füße."

„„„Führt ihn hinein in das Gewölbe!""" herrschte der Großinquisitor zwei dienenden Laienbrüdern oder Henkersknechten zu."

„Auf diesen Befehl wurde ich aus dem Saal hinunter geführt in ein unterirdisches Gewölbe. Dort stand in einer Mauerblende die hölzerne Bildsäule der schmerzensreichen Mutter Gottes. Sie hielt in der Rechten eine Oriflamme, ihr Haupt umstrahlte eine vergoldete Glorie. Sie trug wie eine Minerva eine Art von Panzerhemde. Beleuchtet von unzähligen Lampen erschien sie lebendig. Das Gesicht hatte etwas schmerzlich Schönes und doch wieder Grausames, daß mich noch heute schaudert, denke ich an die schöne Qualspenderin; denn ich erfuhr nur zu bald, welche grimmige Tücke unter der Maske der Allerheiligsten verborgen war. Dem oberflächlichen Blicke kaum bemerkbar, bestand das Panzerhemd des Muttergottesbildes aus kleinen schmalen, doch scharfen Messerklingen. Arm und Hände hatten Gelenke. Durch ein Maschinenwerk im Innern konnte die Gestalt fürchterlich belebt werden."

„So mußte sie, der Inbegriff der himmlischen Demuth, die hochbegnadigte Jungfrau, sich zu einem Marterwerkzeuge erniedrigt sehen von wahnsinnigen Fanatikern, und rachedürstenden Mönchen zur Erhaltung des reinen Glaubens.“

„Ihr gegenüber stand ein Altartisch, und vor demselben zwei Geistliche. Der Eine redete mich an mit den Worten: „„Bartolo, Du hast seit langen Jahren, wir wissen es, nicht den Trost der Religion empfangen! Deine frommen Eltern haben Dich mit freudebebenden Herzen unserem Heilande geweiht und ihm Deine Seele empfohlen; er hat Dich nie verlassen, nur Du hast ihn verläugnet. Sieh, die Geister Deiner Eltern heben sich händeringend und weinend aus ihren Gräbern empor, um Dein hartes Herz zu erweichen, daß es sich dorthin wende, wo allein das Heil ist! Und wieder öffnet sich ein neues Grab und daraus hervor steigt der Geist der unglücklichen Elvira und schlingt ihre Arme um Deinen Nacken, um Dich niederzuziehen auf Deine Kniee! Kehre Dich um und sieh: wie die schmerzensreiche Mutter Dich zu sich winkt; gehe hin, erwärme an ihrem Busen Dein verstocktes Herz, bekenne Deine Sünden, damit Du wieder zurückkehren kannst in der Schooß der Christenheit!““

„Da ich meiner selbst nicht mehr mächtig war, ließ ich mich geduldig zum Marienbilde hinleiten.“

„„„Lege Dich in ihre Arme!““ flüsterte mit süßer Stimme der Eine meiner Begleiter.“

„„„Und küsse den holdseligen Mund der Gebenedeiten!““ mit weinender Stimme der Andere.“

„Wie erschrak ich aber, als ich ihr so genähert wurde und sie plötzlich sanft wie eine Lebende die Augen aufschlug und ihre Arme ausbreitete, gleich als wolle sie mich liebevoll an ihr Herz drücken.“

„In diesem Augenblicke erwachten alle Sünden in mir, welche ich nur je begangen hatte, meine Seele fühlte sich in den seligen Schauern der Reue zerknirscht und wie ein Kind, das Unrecht gethan und sich bessern will, sank ich an ihr mütterliches Herz.“

„Die Mutter Gottes schlang in demselben Augenblicke die Arme um mich, fester und fester zog und drückte sie mich an sich. Ein gräßlicher Schrei entfuhr meinen Lippen, denn jetzt fühlte ich tausend Spitzen und Schneiden mir auf den Leib gesetzt. Jetzt schnurrte es wie ein Uhrwerk, nein! wie eine fürchterliche Katze im Innern der Gestalt, und in das zuckende Fleisch stachen leckend tausend stählerne

Züngelchen. Ohnmächtig hing ich in den Armen der ruchlos Entweihten."

„Als ich wieder erwachte, lag ich entkleidet auf einem Teppiche vor dem mildlächelnden Marienbilde, das wie ein Vampyr von meinem Blute tropfte. Das ganze Gewölbe war von Wachskerzen erhellt, und aus der Ferne scholl ein melancholisch=süßer Choralgesang."

„Da stand wieder vor mir der fürchterliche Uguanna mit drei anderen Inquisitoren und fragte mich: „„Elender, willst Du noch nicht bekennen, daß Du die heilige Jungfrau mit Wort und That gelästert hast?""

„Jetzt trat in mein Gedächtniß wieder die fürchterliche Scene mit ihrer Marter und Niedertracht, und mein ganzes Wesen schäumte auf in Zorn und Wuth, indem ich mit erstickender Stimme rief: Fluch über Euch, die Ihr selbst die Allerheiligste am gräßlichsten verhöhnt und verlästert, Ihr, die Ihr die Mutter Gottes schändlich mißbraucht zu einem Folterknecht! Fluch auch Dir, alter wahnsinniger Greis, der Du nach meinem Blute dürstest, weil ich vor langen Jahren im jugendlichen Leichtsinn mit Deiner Tochter menschlich gesündigt habe! Räche Dich, ja

räche Dich! Hier ist meine arme, zerfleischte Brust, trink Dich satt an dem hervorquellenden Blute und nehme Dich die allbarmherzige Gottheit einst so in seine Arme, wie mich heute Eure Mutter Gottes umarmt hat!"

„„Ketzer! schrie mich einer der Inquisitoren an, Du frevelst von Neuem! Wir gönnen Dir Zeit zur Reue und Buße! Familaris, rufe die Knechte und führt ihn hinunter in die Restauration!""

„Die Knechte kamen und wuschen mich so lange mit Essig, bis die tausend kleinen Wunden sich in brennendem Schmerz schlossen; dann führten sie mich eine tiefe, steile Treppe wie in einen Bergmannsschacht hinunter, bis wir an eine mit Eisen beschlagene kleine, niedrige Thüre kamen. Sie wurde aufgeschlossen, ein dumpfer, widriger Geruch kam mir entgegen, der eine Kerkerknecht leuchtete hinein und der andere schrie: „„Bücke den Kopf und nun krieche hinab!""

„Mit Gewalt wurde ich hineingedrängt, die Thüre verschlossen und ich befand mich allein in dem Moder und der Nacht des Kerkerloches. Da es nur ungefähr zwei Ellen hoch war, so konnte ich nur liegen und mit gekrümmtem Rücken auf der Erde kauern. Ich war in der Hölle bei lebendigem Leibe."

„Wie lange ich dort zugebracht, weiß ich nicht, denn ich lebte schon nicht mehr und war in dumpfes Hinbrüten verloren."

„Da träumte mir einmal, daß ich aus meinem Grabe von bewaffneten Männern herausgezogen würde; aber dann schlossen sich, von Licht geblendet, meine Augen, und meine Sinne waren gänzlich vergangen."

„Doch fühlte ich ein angenehmes Rieseln über meinen Leib, aber noch war es mir unmöglich, mich vom Schlafe, welcher bleiern über mir lag, zu befreien; — endlich wurden meine Sinne wacher. Auch fühlte ich jetzt, daß mir die Lippen geöffnet und einige Tropfen Wein eingeflößt wurden. Nie in meinem ganzen Leben habe ich Etwas genossen, was süßer und erquickender mir geschmeckt und was mich mehr gestärkt hätte, als die Tropfen dieses Labetrunkes. So kehrte allmälig menschliches Leben in mein Blut zurück."

„Bei meiner unverwüstlichen Lebenskraft hatte ich mich bald wieder erholt, und nun erfuhr ich das Nähere meiner Rettung."

„Nach der Einnahme von Madrid hatte sich die höchste Junta mit ihren Horden über Illicos nach

Toledo fechtend zurückgezogen, verfolgt von General Lasalle an der Spitze seiner Reiterei und General Valence mit seiner Escadron der braven polnischen Legion."

„Vor den Thoren der Stadt hatten die Lanciers im Sturmritte das Gesindel zerstreut, und die Voltigeur's durch die Gärten mit dem Bajonette einen Weg sich in die Stadt gebahnt."

„Lasalle hatte sich sogleich zu den Inquisitionsgebäuden begeben. Thore und Pforten wurden von den Beilen der Sappeur's zusammengebrochen und die bewaffneten Knechte des Glaubensgerichts niedergehauen, die Gefangenwärter gezwungen, die Soldaten zu den verborgensten Kellern zu begleiten und mit ihnen in die unterirdischen Gänge hinabzusteigen. In einem dieser Kerker hatten sie mich gefunden, in anderen die furchtbaren Jammergestalten der Unglücklichen, welche seit langen Jahren im Kerker geschmachtet, verkrüppelt, den Rücken in eine hohle Wölbung zusammengedrückt und Arm und Hand bis unter das Knie hinabgeschoben. Mit ihren blödsinnigen, grauen Gesichtern und den weißen Mähnen ihrer Hauptthaare und Bärte glichen sie mehr seltsamen, gräßlichen Thieren als Menschen."

„Das ist die Werkstätte gewesen,“ rief der Chevalier, von Wein und Erinnerung angeregt, „in welcher der reine Glaube und die Herrlichkeit Spaniens angefertigt worden sind.“

„Das ist die Werkstätte gewesen,“ entgegnete Santello mit todtbleichem Gesicht und stieren Blicken, „in welcher ein Rabenvater vergebens an sein Weib und Kind erinnert worden ist! Alter Sünder, was würdest Du sagen, wenn Dein Sohn plötzlich vor Dir stände und legte seine Hände auf Deine Schulter, wie ich jetzt thue, und sähe in Dein lasterhaftes Gesicht, wie ich jetzt hineinsehe, und Dich fragte: Mann, wo ist Deines Sohnes Vater?“

„Uguanna!“ stöhnte der Chevalier, schlug die Hände vor sein Gesicht und sank in den Sessel.

Santello trat einen Schritt zurück, seine Lippen waren festgeschlossen, doch zuckten leise Krämpfe in den Mundwinkeln; die übrigen Anwesenden, welche hier vor der Lösung eines furchtbaren Geschickes zu stehen schienen, wagten kaum Athem zu holen.

Endlich sagte Santello mit gebrochener Stimme und gesenkten Blicken: „ich habe den Deckel eines Sarges gehoben und darunter gesehen das Antlitz der Verwesung! Friede sei mit ihm!“

Mit diesen Worten wandte sich Santello und begab sich hinweg.

Kaum war er fort, so sprang der Chevalier empor und sagte: „zum letzten Male in meinem Leben habe ich gelogen; denn, wie Sie sehen, fehlte gar nicht viel, so hätte ich wider Verhoffen ein Söhnchen bekommen!“

Jouy warf jauchzend ein Glas an die Decke und rief: „die ganze Welt ist Lug und Trug! nur der Augenblick ist nahe daran, eine Wahrheit zu werden!“

Bei diesen Worten nahmen die Gäste ihre Hüte und verabschiedeten sich von Antonio, welcher zurückblieb und seine Schwester vom fürstlichen Balle erwartete.

Capitel 3.

„Hier wohnt Isabella!“ sagte die alte Ines, indem sie mit der Lampe dem nachfolgenden Achilleus vorleuchtete; — „diese Thüre führt in den Saal, wo der Ritter seine Conferenzen mit den Diplomaten hält, diese geht in meine Schlafstube, nun biegen wir links, da läuft die Treppe hinunter zur Capelle; kommt mir nur ruhig nach!“

Unter diesen Reden der Alten, welche ein schwarzwollenes Tuch um den Kopf geschlagen hatte und mit ihrem hageren Gesichte und den großen, wilden Augen über die Schulter auf den nachfolgenden Achilleus zurücksah, gingen sie die steile Wendeltreppe hinunter.

Unten im Vorhause angelangt, schloß sie rechts eine Thüre auf und sagte: „das ist die Seitenthüre zur Capelle! Tretet nur ein!“

Die Capelle war matt erleuchtet von der messingenen Lampe vor dem Marienbilde über dem Altare. Ihr Schein reichte so weit, als die Stufen des Altars gingen, der übrige Raum verschwand in Dämmerung und Finsterniß.

„Jetzt muß ich Euch hier allein lassen," fuhr Ines fort, indem sie sich bekreuzte und eine Verbeugung vor dem Altar machte; „Ihr seid in guter Obhut! Mitternacht ist nahe und jeden Augenblick kann der Ritter mit Isabella zurückkommen. Wenn Alles im Hause ruhig und sicher ist, komme ich mit Isabella herunter. Während Ihr mit meiner Donna zusammen seid, will ich Wache stehen; auf das leiseste Zeichen von mir müßt ihr euch trennen. Isabella geht durch die Seitenthüre zurück, Ihr aber müßt dort zur Hauptthüre hinaushuschen; ich habe sie zur Fürsorge aufgeschlossen."

„Santello ist drüben beim Arzte, ich habe ihm den Schlüssel auf einen Augenblick weggenommen. Aber vergeßt nicht, daß Ihr ein Hidalgo seid und der Ehre meiner Isabella nicht mit einem Hauche nahe tretet. Fürchtet Euch dort vor der heiligen Maria, wenn nicht vor mir."

„Geht mit Gott," entgegnete Achilleus; „Ihr sollt nie bereuen, daß Ihr uns gütig gewesen seid. Aber noch eins: wie werde ich durch das Hofthor auf die Straße hinaus kommen?"

„Laßt Euch nicht bangen," versetzte Ines, „es ist nie verschlossen, da das Schloß daran vielleicht seit Menschengedenken eingerostet und unverschließbar ist. Es geht auf und zu wie eine Dose. Horch! — kommt da nicht ein Wagen? — Nein! er fährt vorüber. Ich muß hinauf; laßt Euch die Zeit nicht zu lange währen."

Mit diesen Worten war Ines durch die Seitenthür verschwunden.

Achilleus setzte sich auf die Stufen des Altars und stützte sein Haupt in die Hand. Aus seinem Herzen war jede Leidenschaft entwichen, seine Liebe zu Isabella leuchtete in ihm reiner, als das Flämmchen der Lampe vor dem Muttergottesbilde über ihm. Um ihn herum stellte sich seine ganze Vergangenheit und sah ihn mit frommen, großen Augen an. Ihm trat vor seine Seele so deutlich, wie noch nie, seine Heimat, die schöne Insel Candia und das väterliche Haus in Canea und die Kirche der Panagia, wo er seinem Vater, welcher dort Priester war, als

Knabe so oft im heiligen Dienste Beistand geleistet hatte.

Jetzt tauchte ein neues Bild in ihm auf. Er sah sich mit seinen beiden Schwestern zu den Füßen des Vaters unter dem großen Feigenbaume im Garten sitzen, lauschend den Gesängen Homers, welche er ihnen vorlas. „Wie lange habe ich euch, ihr Lieben, nicht gesehen?" seufzte er; — „weder Dich, frommer, strenger Vater, noch Dich, Irene, Du jüngste meiner Schwestern, noch Dich, großherzige Cizina?" — Immer näher traten ihm ihre schönen Gesichtszüge, so daß er unwillkürlich die Arme ausstreckte und sagte: „werdet ihr auch meine Braut aus der Fremde freundlich bei euch aufnehmen?" — Seine lautgesprochenen Worte hallten in der Capelle wieder, und erweckt aus seinen Träumen, lächelte er für sich über seine Schwärmerei.

Bald aber versank er in der Stille der Nacht wieder in die Erinnerung. Er dachte der heiligen Stunden, wo er mit seinem Vater am Meere wandelte und hinaussah in die Ferne, wo rechtshin im großen, rauschenden Meere die hundert Inseln des Archipels wie dunkelblaue Schilder weithin verbreitet lagen, ihnen zunächst Cerigo, die cytherische Insel,

und jenseits der Meerenge das hyacinthenblühende Laconien mit allen seinen uralten gewaltigen Erinnerungen an Sparta mit dem düstern Taygetes im Hintergrunde und dem meerzujauchzenden Eurotas.

Während er sich so in Erinnerungen und Träume versenkt hatte, war der Wagen des Ritters in den Hof hereingefahren, ohne daß er davon etwas vernommen hatte.

Lebhafter, wie noch nie, fiel ihm auf das Herz die Noth seines Vaterlandes, „und ich höre die Feldschlacht in der Ferne toben, und ich bin nicht mehr unter den vorrückenden Gliedern! — Aber bald! — bald! — Und Isabella? — Es war keine Zeit zur Liebe, und ich muß schamroth werden, daß ich ihr unterliege!" —

„Ich Unglücklicher," sprach er mit tonloser Stimme vor sich hin, „ich hätte stärker sein sollen, als die Leidenschaft, obschon ich keinen Dienst für mein Vaterland verabsäumt habe."

Bei diesen Worten überkam ihn ein schwerer Kummer. Die Zukunft lag noch nie so dunkel wie jetzt vor seinem innern Auge. Es drückte ihm sein Herz im Busen zusammen, und unwillig wischte er

sich eine Thräne aus dem brennenden Antlitz. „Und was thue ich hier?" sagte er wieder zu sich selbst, „mit herzlosen Diplomaten weiter und weiter ohne Erfolg unterhandeln? mit Menschen, welche vor der frischen That in ihrer Seele erbeben, und froh sind, wenn sie ihr einen gefährlichen Namen geben können! Weil sie sich freuen, uns mit den spanischen und italienischen Revolutionären vermengen zu können? Die Nachwelt wird zu träumen wähnen, wenn sie liest: die christlichen Kaiser und Könige haben das Volk der Hellenen verächtlich von sich gestoßen, als es gewagt, das Joch des uralten Feindes der Christenheit zu zerbrechen! — Und die Rache geht langsam und kommt doch. Und mitten zwischen diesen Greueln und Kämpfen muß ich unter Ruinen die lieblichste Blume finden, welche je mein armes Auge erblickt hat? — Zu welchen Räthseln verirrt sich mein Geschick! Sie liebt mich! — und ich hatte nicht um ihre Liebe geworben, und ich liebe sie, ohne daß ich sie lieben wollte! Hat ein guter Gott das Alles so über mich verhängt, so will ich ruhig der Linie nachgehen, welche sein Finger vor mir her in den Staub zieht, und führte sie mich durch Entsetzen und grimmige Leiden zum unbekannten Ziel."

Jetzt hörte er die Thür knarren und herein im flammenden Festschmuck trat Isabella. Unter der Thüre zuckte sie zurück; Achilleus trat zu ihr, faßte ihre Hand und sprach mit bewegter Stimme: „habe tausend Dank, Du mein guter Engel, daß Du vertrauungsvoll heruntersteigst in meine Nacht. Wie bist Du so schön und gut! Setze Dich zu mir auf die Altarstufen, daß die Panagia uns sehe und höre; denn wir sind ihr heilig in dieser Stunde."

Achilleus breitete seinen Mantel auf die Stufen des Altars aus und beide setzten sich darauf, Hand in Hand und Haupt zu Haupt geneigt.

Selten mag ein Auge so ein wunderbar eigenes Bild erblickt haben, wie es hier die Altarlampe beschien.

Es war, als wenn die ganze Welt die Liebe dieses zum Asyle des Altars geflüchteten Paares mit geheimnißvollem Dunkel schützend umgeben wollte, während es von oben herab die Mutter Gottes mit der Lampe beleuchtete und sich ihrer herrlichen Kinder erfreute, welche vor ihr da saßen in der Blüthe ihrer schönen Gestalten und in der Pracht ihrer schönen phantastischen Landestrachten.

Achilleus drehte jetzt Isabella's Antlitz an das Licht, daß es gerade über die Stirn hereinfiel und es magisch beleuchtete, sein Herz schwoll vor Entzücken und er rief: „Du Herrliche, sag' mir, wie kann ich Deine Liebe verdienen?"

„Ich schenke sie Dir," versetzte Isabella, „aber was giebst Du mir dafür?"

„Mein ganzes Herz," entgegnete er.

„Dein Herz ist eine große, herrliche Gabe!" versetzte Isabella, „ein prächtiger Edelstein, aber rundgeschliffen und leicht zu verlieren; faß' es erst ein in Treue zu einem Ringe, und gieb mir so Herz, Treue und Ring, daß ich Alles tagtäglich, stündlich, augenblicklich sehen und fühlen und an meine Lippen drücken kann; dann erst bin ich sicher, daß Du mich liebst!"

„Diesen einfachen goldenen Reif," entgegnete Achilleus, „gab einst mein Vater meiner Mutter, welche nun im Grabe ruht, zum Zeichen seiner Treue; er ist das heiligste Amulet, was ich besitze, und verbindet mich, wenn Du es an Deiner Hand tragen wirst, mit Dir auf ewig. Hast Du aber auch bedacht, Isabella, daß ich einem Volke angehöre, das

sich erst das Land seiner Väter mit dem Blute seiner besten Söhne erkaufen muß? — Kannst Du glauben, daß ich meine Pflicht vergessen werde und meinem Vaterlande in der schrecklichsten Stunde, wo es zwischen Leben und Tod ringt, treulos sein könnte?"

„Ich liebe Dich um so mehr!" entgegnete Isabella, „ich will keinem Manne angehören, zu dem ich nicht in Anbetung und Bewunderung wie zu meinem Gotte emporschauen kann."

„Ich kann Dir, Du Holde," erwiederte Achilleus, „kaum ein sicheres Obdach anbieten, nichts, als die Hoffnung auf die Freiheit meines Vaterlandes von der Tyrannei grausamer Osmanli's. Ist Deine Liebe so stark und gewaltig, daß Du mit mir Noth, Kummer, Verfolgung, Todesangst und unendlichen Jammer zu theilen im Stande bist?"

„Kennst Du die Liebe so wenig, daß Du an ihr und mir zweifeln könntest?" fragte mit zartem Vorwurfe Isabella. „Fragst Du auch Dein Auge, ob es noch sehen will, wenn Dich Feinde mörderisch umringen? Fragst Du Deine Hand, ob sie Dich vertheidigen, Dein Herz, ob es noch schlagen will, wenn Du im Elende bist? Und ich soll nicht sein, wie Dein

Herz, Dein Auge und Deine Hand? Ich will Dir ja Alles, ich will Du sein, wenn Du mich so ganz in Dein Wesen hineinnehmen und mich so in Dir sein und walten läßt, wie Dein eigenes Blut."

„Habe Dank, heilige Isabella," sagte Achilleus, „für den Blick, welchen Du mir vorgönnst in Dein tiefes, schönes und unendlich reiches Herz! Du allwaltende Gottesmutter sieh herab, ich küsse Deine Tochter auf die Stirn und nehme in meine Obhut ihre Seele, — ich küsse ihre Augen und nehme sie zu meinen Sternen, welche mich leiten sollen durch mein ganzes Leben, — ich küsse ihren Mund und weihe sie zu meiner Braut! Und so, Isabella, stecke ich den Verlobungsring an Deine Hand und nenne Dich mein, so lange mir noch die Sonne scheint und das Meer rauscht!"

„Sei ganz mein," rief Isabella, „so lange ein Gott im Himmel lebt!"

„Du hast es gesagt, es sei so!" — entgegnete Achilleus.

„Ich gebe Dir dagegen diesen Ring aus Drähten von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Blei zusammengefügt mit dem Diamanten zum Zeichen,

daß ich Dir angehöre, so lange die Natur zusammenhält."

Mit diesen Worten sank sie an sein Herz, welches mit heftigen Schlägen ihr zartes Haupt auf und niederhob; auf einmal fuhr sie aber plötzlich in die Höhe.

„Was ist Dir, Geliebte, Theure?" fragte Achilleus.

Isabella brach in heftige Thränen aus, schlug die Hände verschlungen über die Kniee und starrte vor sich hin auf die Stufen.

Lange war Achilleus vergebens bemüht, ihr Worte abzugewinnen, er strich ihr die herunterfallenden Locken aus dem Gesicht und redete ihr mit vielen sanften Worten zu, sich zu fassen, und ihm zu entdecken, was sie quäle?

Nach einer Weile begann sie zu wehklagen: „o ich armes, mutterloses Kind! — hätte ich nur eine Mutter, welcher ich mich an die Brust werfen könnte, um ihr Alles zu gestehen, um Rath und Trost in meinem Elende zu gewinnen!"

„Dein Verlobter," versetzte Achilleus, „muß Dir Vater und Mutter und alle Verwandtschaft er-

setzen; mir kannst Du, mir mußt Du Dich ganz vertrauen!"

„Ich vertraue Dir auch," entgegnete Isabella, „aber eben um ganz Dein zu gehören, bedürfte ich einer Fürsprecherin bei meinem Vater. So wisse es denn, Graf Joseph bewirbt sich um mich, und mein Vater ist ihm gewogen. Diesen Abend sprach der Fürst, welcher den Ball gab, lange mit meinem Vater, und aus mancherlei Andeutungen muß ich schließen, daß meine Hand versagt worden ist."

„Wehe über mich!" versetzte Achilleus, „es ist mir unmöglich, Dich zu verlieren, da ich Dich gewonnen habe. Wie sind wir zu retten? Weib! Du bist mein, mir verbunden durch die heiligen Eide, — und im Gürtel trage ich den Hatagan!"

„Vergieß kein Blut!" rief ängstlich Isabella, „nur kein Blut; denn aus dem Blute, sagt Ines, steigen böse Geister auf, welche den Mörder jagen und hetzen wie ein Wild, bis er zusammensinkt."

„Und dieser Graf Joseph, und gerade dieser," entgegnete Achilleus, „soll nicht seine Hand und sein Auge zu Dir erheben! — Er ist verloren!" —

„Meinem Vater gegenüber," fuhr Isabella fort, „bin ich ein willenloses Werkzeug; bist Du mein

Verlobter und künftig mein Gemahl, so beweise es durch die That. Sie werden mich in die Arme des Verhaßten werfen und vor den Altar ziehen, werde ich dann hoffnungslos mit meinen Augen nach Dir spähen? Ich weiß keine Hilfe und keinen Rath, dafür bin ich Dein, und Du bist mein Herr, der seine Sclavin vertheidigen wird."

„Welche Frage auch unser Schicksal an mich stellen wird," betheuerte Achilleus, „ich werde darauf antworten, wie es mir Gott eingiebt. Nur das Eine weiß ich, daß ich Dich retten oder untergehen muß. Ob Klugheit oder Gewalt, oder Beides zusammen, den Knoten lösen wird, werden die Umstände lehren. Dem Willen und dem Muth ist alles Menschliche möglich! So fasse Dir ein Herz für das Nächste! Verzage nicht, wenn Du bis zum Aeußersten gedrängt wirst, denn oft ist nur dort die Hilfe möglich. Meine Gedanken fliegen immer zu Dir und sind um Dich herum wie die Augen des Adlers um sein Junges im Horste und erspähen jede Gefahr, welche Dir droht."

„Ich vertraue Dir!" versetzte Isabella, „und ich will ruhig sein! — Ich verlange nicht, daß Du mir

besonders versprichst, mich zu retten, Du mußt es ja ohnedies, da ich nun Dein bin."

Jetzt kam Ines herein und rief: „es wird Zeit, hohe Zeit, daß ihr euch trennt; nicht lange wird es dauern, so bricht der Morgen an."

Capitel 4.

Während so Achilleus und Isabella in der Capelle vor dem Marienaltare Ringe und Schwüre tauschten, gingen in der dunkeln stürmischen Nacht zwei Männer, tief in Mäntel gewickelt, auf der Straße vor Antonio's Hause auf und ab, sechs standen am Hofeingange in den Winkel gedrückt, zwei Andere an der Thür, welche hinauf zur Wohnung des Spaniers führte. An der Straßenecke hielt ein bedeckter Wagen, der Kutscher stand zwischen beiden Pferden, welche ungeduldig mit den Hufen Feuer aus den Pflastersteinen schlugen.

Die Beiden, welche auf der Straße auf und nieder gingen, unterhielten sich flüsternd miteinander.

„Es scheint," sagte der Eine, „als wenn wir vergeblich auf den Vogelfang ausgezogen wären."

„So viel ist gewiß," entgegnete der Andere, „daß seit elf Uhr Nachts, wo ich meine Leute erst sicher hier anstellen konnte, Niemand in die beiden Häuser gekommen ist, welcher nicht hinein gehört hätte. Im Wagen des Spaniers befanden sich nur der Ritter mit seiner Tochter und Francesca, dabei Kutscher und Diener, welche mir genau bekannt sind."

Obschon der Chevalier, welcher sich hier mit dem Grafen Joseph unterhielt, ausgekundschaftet hatte, daß Achilleus der glückliche Nebenbuhler des Grafen war, so hielt er es doch für gut, bis zum Ausgange der Sache hierüber zu schweigen. Ob er aus Klugheit oder Tücke diese Nachricht verhehlte, darüber gab er sich selbst keine Rechenschaft; doch wäre es ihm lieb gewesen, wenn er ihm den Plan, auch ihn wieder unter eine Oberaufsicht zu stellen, wie er aus dem heimlich eröffneten Briefe erfahren hatte, mit irgend einem Streiche hätte vergelten können. Wenigstens war er gewohnt, sich immer den Rückzug zu decken, bevor eine Unternehmung noch nicht gelungen war.

Graf Joseph ging nun eine Zeit lang schweigend neben dem Chevalier her.

Jetzt hörten sie aus dem offenstehenden Fenster von Francesca's Zimmer die Klänge einer Zither heruntertönen.

„Signora Francesca," flüsterte der Chevalier, „ist noch munter."

„Sie thäte besser," entgegnete Joseph, „sie legte sich zur Ruhe!"

„Der Ball scheint sie alarmirt zu haben," versetzte der Chevalier.

„Horch, die schöne Nachtigall," sagte Joseph, „singt ein Lied."

Sie lauschten jetzt uud hörten mit schöner, kräftiger Stimme Francesca zur Zither singen:

Wär' ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde an's Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär' ich die Sonne,
Ich sög' mich vor Wonne
In's dampfende Meer;
Wie sollt' es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt' ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Liebe und Schmerzen
Verglüh' ich allein
Und sinke in Flammeu
Und Asche zusammen.

„Es ist zu viel vom Teufel verlangt," sprach Joseph zu sich, „die Eine rächend zu verderben und die Andere zugleich zu gewinnen. Es ist zu viel Seligkeit auf einmal! Doch wäre es ein Meisterstück, könnte es gelingen."

Doch jetzt dachte er wieder daran, daß in demselben Augenblicke vielleicht sein glücklicher Nebenbuhler über ihn triumphire. Er hatte bei der belauschten Unterredung der Duenna mit Isabella den Namen des Verhaßten nicht gehört, er rieth nur darauf, daß es Achilleus sein müßte. Aus zu großer Vorsicht hatte er ihn nur unter die besondere Aufsicht des Chevaliers gestellt, ohne die Mittel zu gebrauchen, welche ihm vielleicht zu Gebote gestanden hätten, ihn polizeilich fortzuschicken. Jetzt bereute er, damit

gezögert zu haben, während er doch im nächsten Augenblicke sich wieder darauf freute, ihn ganz in seine Gewalt zu bekommen und ihm seine Verwegenheit abbüßen zu lassen, wenn er wirklich zum Rendezvous bestellt gewesen sein sollte. Oder sollte doch, fragte er sich wieder, ein Anderer von Isabella begünstigt sein? welch unerforschbares Räthsel ist ein Weiberherz!

In diesen Gedanken wanderte er wieder mit dem Chevalier auf und ab.

Die beiden Vermummten, welche zu den Seiten des Treppengeländers vor dem Hauseingange des Ritters lehnten, waren Bajonna und Nicolo.

Sie standen regungslos wie zwei steinerne Pfeiler in der Finsterniß der Nacht, einander unsichtbar.

Nach langem Stillschweigen legte endlich Nicolo die Hände gekrümmt um die Mundwinkel, damit seitwärts der Ton nicht vernommen werden könnte und sprach leise: „bist Du wach?"

„Immer!" flüsterte Bajonna zurück.

Bei dieser Antwort näherte sich ihm Nicolo und sprach ihm noch leiser in das Ohr: „hörst Du nicht in der Capelle Jemand sprechen? — Es tönt mir

immer so etwas um die Ohren herum, als sprächen Menschen im Gebäude."

„Das ist leicht möglich," entgegnete ebenso Bajonna, „bleibe Du hier zurück und laß mich an der Capellenthür horchen."

Mit diesen Worten schlich Bajonna dorthin und lauschte durch das Schlüsselloch. Wohl sah er vor dem Altare Achilleus und Isabella im Schimmer der Lampe vor dem Marienbilde, er hütete sich aber, seinem Gefährten etwas davon mitzutheilen, denn es lag ihm nichts daran, daß hier der Privatpolizei des Grafen Joseph ein Opfer fiele, aber Alles an der Gelegenheit, dem Chevalier auf den Leib zu kommen. Er war schon einmal bei ihm im Hofe gewesen, hatte ihn aber nicht eher erkannt, als bis er wieder sich hinweg begeben und sein Gefährte ihn genannt hatte. Bajonna war entschlossen, sich die Gelegenheit zum zweiten Male nicht entwischen zu lassen.

Er ging daher zu Nicolo wieder zurück und sagte ihm, daß in der Capelle Alles sicher und darin nichts zu sehen sei, als die Mutter Gottes im Scheine der Lampe.

Jetzt schauerten die Wolken im Sprühregen herunter und Nicolo kroch wie ein Hund in den Treppenwinkel, um sich vor dem Regen und der Kälte zu schützen, Bajonna aber stellte sich wieder unter das Thor der Capelle.

„Eine schöne Nacht zum Todtschlage!“ dachte er bei sich selbst, „alle Sterne sind eingeschlafen und der alte Gott mit allen Heiligen könnte nicht den Wolf vom Hunde unterscheiden. Es wäre eine schöne Stunde, der Weltregierung ein wenig nachzuhelfen und eine bessere Stelle, als die Kirchenschwelle könnte es nicht geben, eine Blindschleiche zu zertreten!“

Jetzt kam Graf Joseph zum Hofe herein und blieb vor der Eingangsthür zum Hause stehen; er versuchte leise das Schloß an der Thür, fand es jedoch fest verschlossen. Nun kam er zu Bajonna und fragte leise: „ist Alles in der Capelle still geblieben?“ —

„„Wie im Grabe!““

„Ist die Thür gut verschlossen?“

„„Verschlossen und verriegelt!““

„Habt Ihr auch keine Thür öffnen oder ein Gespräch oder sonst Etwas gehört?“

„„Vor einer Viertelstunde hörten wir im Vordergebäude eine Mädchenstimme singen.““

„Gut!“

Graf Joseph ging fort, ohne das Schloß an der Capellenthür untersucht zu haben.

„Wie scherzhaft der Zufall ist,“ sagte Bajonna bei sich, „daß er vom Hasse die Liebe behüten läßt! Während mein Feind einem Andern nachstellt und mich zum Helfershelfer geworben hat, und ich dabei ihm selbst wieder tödtlich nachstelle, läuft endlich alles darauf hinaus, daß ich zwei Liebende in der Schäferstunde bewacht habe.“

Jetzt sah Bajonna wieder durch das Schlüsselloch und sprach dann vor sich hin: „welche Eile hast Du doch drin, Dich von Deinem Liebchen zu trennen, Du kommst immer noch zu früh heraus! Wider Willen muß ich, wenn Du zu voreilig herauskommst, Dich Deinen Feinden überliefern. Fast bin ich neugierig darauf, wer von Euch Beiden das größere Glück hat; — denn einer von Beiden ist verloren! Sie könnten eben so gut mit einander um das Leben würfeln, als wider Wissen den Zufall entscheiden lassen. So wäre ich denn weiter nichts, als ein

blindes Werkzeug des Zufalls oder des Geschickes? Was ist der Chevalier? Was endlich das Schicksal ganzer Völker? — Was grüble ich hier weiter? — mir bleibt die That, die lustige Mutter der Zufälle selbst!"

Während der mörderische Demagog sich so mit sich selbst besprach, hatte Graf Joseph sich vor dem frostigen Regenschauer in den Wagen geflüchtet. Der Chevalier stand davor und besprach sich mit ihm.

„Welche Zeit ist es in der Nacht?" fragte der Graf.

„„Drei Uhr Morgens!""

„Nicht vor Tagesanbruch weiche ich von hier; haben wir bis dorthin vergebens gewartet, dann überlasse ich Euch die weitere Aufsicht. Auf jeden Fall müßt Ihr herausbringen, ob eine fremde Person, und welche im Hause des Ritters gewesen ist. — Hundert Ducaten setze ich auf die Kundschaft davon und das Doppelte auf den Kopf des Abenteurers! Nun wißt Ihr genug."

„Excellenz braucht mir keinen so scharfen Sporn einzusetzen," erwiederte der Chevalier, „um meine Pflicht zu thun, doch bin ich dankbar für das Ho-

norar, welches ich eben so gewiß verdienen werde, als ich ein Corsikaner bin.

„Geht jetzt zurück zu Euren Gesellen," befahl Graf Joseph, „damit im entscheidenden Augenblick jeder zur Hand ist!"

Bartolo entfernte sich und ging auf Antonio's Haus zu. Dort flüsterte er unter dem Eingange zum Hofe einige Worte den Männern zu, welche dort standen, dann schlich er in den Hof und vor die Thür des Ritters, wo er im Winkel den zusammengekauerten Nicolo fand.

„Was schläfst Du hier im Winkel, Nicolo?" zürnte er mit bösen Worten, „vor die Thür gehörst Du! Wo ist Truccio?"

„„Er steht, so viel ich weiß, an der Thür des Vordergebäudes!""

„Wo und wer ist denn hier Dein Nebenmann?"

„„Der Neuangeworbene! Jonnaccio!""

Während der Chevalier dorthin ging, sah er plötzlich den Schein eines Lichtes an den Treppenfenstern zum ersten Stockwerk hinauf leuchten.

Es waren Isabella und Ines, welche aus der Capelle hinauf in ihre Gemächer gingen.

Schnell wandte sich der Chevalier zur Thür der Capelle und fragte Bajonna: „hast Du nichts gehört?"

„Seid Ihr unser Chef?" fragte Bajonna.

„„Ja! doch gieb Antwort!""

„Es sind Leute drinnen vor dem Altar! Hört Ihr nicht die Schritte auf den Marmorplatten? Es kommt auf uns zu! Da seht nur hinein!"

Jetzt bückte sich der Chevalier, um hineinzuspähen, in demselben Augenblicke aber drückte Achilleus von Innen die Thür auf und Bajonna stieß fest den Dolch dem Ritter in den Rücken mit den Worten: „stirb Verräther!"

„Hilfe! Hilfe!" rief zurücktaumelnd der Chevalier, während Bajonna ihm den zweiten Stich versetzte und Achilleus aus der Capelle hervorspringend den Mörder mit gewaltigem Arme zurückschleuderte, daß er weit hinein in den Hof taumelte.

„Ein Verräther unter uns!" schrie der davoneilende Nicolo; „der Chevalier ist ermordet!" —

Die feigen Schergen unter dem Thore und draußen auf der Straße ergriffen die Flucht, unter ihnen Ba-

jonna, welcher die Verwirrung noch größer machte und schrie: „es sind Mörder unter uns!“

Zugleich hieb der Kutscher vom Wagen, in welchem Graf Joseph saß, in die Pferde, daß er rasselnd davon flog.

Achilleus hatte aus Vorsicht die Thür der Capelle in das Schloß geworfen und dann den Chevalier aufgehoben.

„Seid Ihr verwundet?“ fragte Achilleus.

„Ich fühle einen Schmerz auf der linken Schulter,“ versetzte er.

„„Chevalier Bartolo? Was bringt Euch hierher? Doch kommt, kommt, daß wir Hilfe schaffen!““ —

Unter diesen Worten führte er den Verwundeten an die Hofthür vor der Wohnung Antonio's.

Drinnen war es lebendig geworden. Kaum hatte er angepocht, so wurde geöffnet.

Achilleus führte den Chevalier in die ihnen entgegenstoßende Stube des Hausdieners, welcher Licht hatte.

Der Chevalier hatte so viel Kraft, um den Rock abzuwerfen. Durch das Hemd und die Weste lief das Blut vom Rücken herunter.

Jetzt kam auch Antonio herbei. Ohne Worte zu verlieren, untersuchte er die Wunden. Die eine hatte sich im Schulterblatt verfangen, die andere die linke Brust ein wenig geritzt.

„Daß dieser zweite Stoß meinem Leben kein Ende machte, verdanke ich Euch, Achilleus," sagte der Chevalier; „denn hättet Ihr den Banditen nicht in demselben Augenblicke beim Kragen gefaßt und hinweggeschleudert, so saß er im Herzen fest. Vielleicht finde ich Gelegenheit, mich bei Euch zu bedanken, wenn Ihr und Signore Antonio den Vorfall verschweigen könnt. Doch laßt mich jetzt lieber heimkehren, damit ich mich in mein Bett strecken kann; die Wunden sind so unbedeutend und ausgeblutet, daß ein wenig Heftpflaster Alles wieder in Ordnung bringen wird."

Da sich durchaus der Chevalier nicht länger halten ließ, so gab ihm Antonio unter der Bedingung nach, daß er und Achilleus ihn in seine Wohnung begleiten dürften, damit ihm unterwegs kein Unfall zustoßen möchte.

Der Chevalier nahm dieses Anerbieten dankbar an, Antonio steckte sein Verbindezeug in die Tasche

und faßte ihn bei dem einen Arme, während Achilleus ihn bei dem andern Arme nahm, so daß er zwischen Beiden seinen Rückzug noch rüstig genug anzutreten vermochte.

Capitel 5.

Achilleus traf bei seiner Heimkehr seinen Diener Thriaki in seinen zottigen Ueberwurf gewickelt schlafend im Hausraume vor seiner Stube.

Als ihn Achilleus beim Namen rief, fuhr er aus dem Traume empor und schrie: „zu den Waffen, die Osmanli! die Osmanli!"

„Hier sind wir sicher vor ihnen!" versetzte lachend Achilleus. „Zünde nur schnell die Lampe an, damit es hell wird."

Thriaki rieb sich die Augen und entgegnete lustig: „so wollt' ich doch, daß ich alle Osmanli mit Pulver in die Luft sprengen könnte, da sie mir auch im Schlafe keine Ruhe lassen! Schiffen wir nicht bald wieder heim?"

In diesem Gespräche waren sie in das Zimmer gegangen. Als sich Achilleus auf das Lager werfen

wollte, schlug sich Thriaki plötzlich mit geballter Faust vor die Stirn und rief: „daß mich eine thessalische Hexe in einen Esel verwandle," doch spuckte er abergläubisch dabei aus, um die Bedeutung der Worte unschädlich zu machen.

„Was hast Du, Thriaki?" fragte schlaftrunken Achilleus.

„„Es wartet ein Bote aus einem Pyrgos nicht weit von hier auf Euch seit gestern Abend; er hat einen Brief bei sich, worauf Euer Name steht. Er will durchaus nicht sagen, wer ihn schickt und den Brief Euch nur selbst geben. Er sitzt halb schlafend und halb wachend in der Stube des Thürhüters. Soll er kommen?""

„Hole ihn, damit wir wissen, was er will!"

Thriaki ging, und Achilleus setzte sich auf sein Lager, die Capotta über Kopf und Stirn gezogen.

Nicht lange hatte er so gesessen und den Schlaf abgewehrt, so trat der Bote ein.

Dieser war ein alter, rüstiger Bergjäger. Da ihn Achilleus nicht gleich bemerkte, so schwenkte er sein grünes Hütel mit dem Gemsbart und der Spillhahnfeder um den Kopf und rief: „Deine Landsleute, der Metara mit der großen schwarzledernen Mütze,

und der Fehelo mit den pfiffigen Augen grüßen Dich aus Roveredo, wenn Du der Agley aus Kandi bist!"

„Gelobt sei die heilige Jungfrau!" versetzte Achilleus, „daß sie da sind!"

„Die Archonten! unsere Archonten!" rief Thriaki und sprang jubelnd in der Stube herum.

„Hast Du sie gesehen?" fragte Achilleus den Boten.

„Im Wirthshaus neben dem Traffick," versetzte der Bote, „sitzen sie mit ihren gelben Schuhen, rauchen Tabak aus langen Pfeifen und handthieren mit ihren Händen und Zungen, als wenn zehn Wälsche in einem jeden von ihnen auf einmal stäcken."

Achilleus hatte jetzt den Brief geöffnet und las:

„Zurückgewiesen von Verona und dem Congresse der christlichen Kaiser und Könige, sind wir hierher nach Roveredo gegangen. Du triffst uns in der Lokanda zum Phönix. Sobald Du diese Zeilen gelesen hast, eile hierher, damit wir hören, was geschehen ist, und beschließen können, was Noth thut. Wir bringen Zeitung für Dich aus Candia. Fehelo und Alle grüßen Dich!

Metaxa."

„Ein Pferd! Thriaki! den Schäcken vom Roßkamm Pauluccio, den ich vorgestern ritt! Metaxa und Fehelo sind gekommen!"

„Soll ich mir nicht den Rappen mitbestellen?" fragte Thriaki.

„Eile nur, guter Junge!" entgegnete Achilleus; Du sollst mitreiten, aber bringe die Pferde!"

Thriaki warf seine rothe Schiffermütze jubelnd in die Luft, fing sie wieder und stürzte fort.

Während Achilleus den Shawl um das Haupt wickelte und unter dem Halse zusammenknüpfte, Pistolen und Messer in den Gürtel steckte und dann den zottigen Mantel umwarf, erzählte der Tyroler: „den Levantinern geht es halt jetzt gerad wie es uns Tyrolern mit dem Bonaparte gegangen ist. Da wir aufgestanden gegen die Franzosen und Baiern für unsere alten Gerechtsame und das Haus Oesterreich, hat es erst den Großen in Wien gefallen, darnach ist es ihnen eingefallen, daß wir doch Bauern waren; da ist der Andreas, der Sandwirth, auf der Bastei in Mantua erschossen worden. Mit unsern Gerechtsamen war es aber auch aus! Das geht nun einmal nit an, daß das wilde Volk auf den Feind schießt unter eignem Commandanten! — Es ist mir schon

recht, daß Ihr die türkischen Hund' niederschießt, aber den kaiserlichen Räthen wird das Alles nit gefallen, und eh' ihr's merkt, habt ihr das Genick wieder unter dem Halfter!"

Achilleus lachte und sagte: „unsere Klephten sind bessere Diebe als die euren! Eure verstehen sich nur darauf, Freiheiten zu stehlen, unsere stehlen gleich die ganze Freiheit den Türken aus der Tasche!"

„Die Kuh mit dem Kalb! das ist zu grob!" versetzte der Tyroler.

„Freilich! Freilich!" entgegnete Achilleus.

Jetzt wieherten die Pferde vor der Hausthür. Der Bote nahm seinen Abschied und Achillens eilte hinunter. Thriaki saß schon auf dem Rappen und hielt den Schäcken, welcher vor Ungeduld in die Höhe sprang.

Achilleus schwang sich hinauf und wie im Wirbelwinde galopirten Beide die Straße hinunter, über die Etschbrücke, durch die Vorstadt und die Straße an der rauschenden Etsch hinauf in die aufqualmenden Nebel des dämmernden Morgens.

In derselben Zeit ungefähr, wo Achilleus in Roveredo ankam, suchte Graf Joseph den Chevalier

auf, um zu erfahren, was ihm zugestoßen, und warum das Unternehmen mißglückt sei.

Er traf ihn in der übelsten Laune; denn obschon die Wunden dem Anscheine nach ganz unbedeutend waren, so brannten sie ihn doch wie Feuer. Dazu nagte noch an seiner Seele der demüthigende Gedanke, daß gerade der, welchen er für Geld an seinen Feind ausliefern wollte, ihm das Leben gerettet hatte.

„Eine brillante Vorsicht!" sagte Graf Joseph zu ihm; „unser Vertrauen zu Eurer Klugheit und Pünktlichkeit wird mit jedem Tage stärker. Was helfen mir die endlosen Klätschereien, welche Eure Spione mir zutragen, wenn gerade bei den wichtigsten Aufträgen Eure Creaturen unzuverlässig sind. Ich begreife Euren Tact nicht, wenn es möglich ist, daß unter Eurem Corps Leute sein können, welche wie Schnappmesser auf die eigene Hand zurückschlagen und sie verwunden, wenn man sie zücken will!" —

„Wißt Ihr denn so genau," versetzte der Chevalier, „ob der Bandit einer von meinen Leuten war? O, ich weiß es, Herr Graf, daß ich Ihnen schon längst überflüssig bin; man hat ja sogar schon anderwärts

um Rath gefragt, wie ich nach dem Congresse still zu machen sei?"

„Mensch!" rief Joseph, „ich will nicht fürchten —"

„Daß ich," fiel ihm der Chevalier in das Wort, „in der Nacht still gemacht werden sollte. Das sind die Früchte meines elenden Handwerks! Gott verdamme die Stunde, wo ich mich, einen französischen Officier, an Euch verkauft habe!" —

„Schämt Ihr Euch nicht," entgegnete Graf Joseph, „über den Verdacht, welchen Ihr gegen mich aussprecht?"

„Nein!" versetzte grimmig der Chevalier.

„So schämt Euch," fuhr Graf Joseph fort, „Eurer aufkeimenden Feigheit! Sollte ich ahnen können, daß ich mit den ungeheuren Geldsummen, welche ich Euch bezahlt habe, nur einen Verräther aufgefüttert hätte, bei dem heiligen Nepomuk! Ihr solltet nicht mehr das Licht des Tages erblicken. Verkriecht Euch wohin Ihr wollt, Ihr entrinnt doch nicht meiner Gewalt!"

„Ich sehe wohl ein," versetzte resignirt der Chevalier, „daß ich meine Seele dem Teufel verkauft habe; mag er sie haben!"

„Um Redensarten, welche ich Eurem Wundfieber verzeihe,“ entgegnete Graf Joseph, „will ich nicht mit Euch rechten; erzählt mir lieber, wie der Hergang war.“

„Sehr einfach!“ — versetzte der Chevalier, bemüht, Lüge mit Wahrheit zusammenzugießen. „Als ich von Innen an der Hausthür des Spaniers ein Geräusch wahrzunehmen glaubte, und ich mich nach dem Schlüsselloche bückte, um hindurchzuspähen, erhielt ich von einem Banditen, welcher hinzukam und mich irrthümlich für den Erwarteten nahm, die Dolchstiche, welche mich zu Boden warfen.“

„Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihn, „fuhr der Chevalier fort, „daß er gewandt wie ein Aal mir entsprungen war. Zugleich entstand unter unsern Leuten, welche mich stürzen sahen, der Wahn, daß ich ermordet und Alles verrathen sei. Wie es mit der Flucht der Leute und Eurer eignen zuging, kann ich natürlich nicht wissen.“

„Habt Ihr,“ fragte Graf Joseph, „vom vorigen Abend Rapport über den Griechen Achilleus?“

„Also doch auf seiner Spur!“ dachte der Chevalier bei sich, und versetzte dann: „ich hatte mich

den ganzen Nachmittag an ihn genestelt, mit ihm eine Spazierfahrt zum Laco di Garda gemacht und befand mich bei unserer Rückkehr in seiner Gesellschaft bei dem Doctor Antonio. So viel ist gewiß, daß sein Hatagan, wenn er mich verwundet hätte, besser getroffen haben würde."

„Seltsam!" entgegnete Graf Joseph, „und hat man denn keine Spur von dem Banditen?" —

„Zur Zeit noch nicht!" antwortete der Chevalier; „doch zweifle ich nicht, daß er im Laufe des Tages von meinen Spähern ausgekundschaft sein wird."

„Da sich alles anders verhält, als ich dachte," sagte begütigend Graf Joseph, „so nehmt es nicht übel, wenn ich Euch zu nahe getreten bin! Ein Pflaster für Eure Wunde werde ich Euch zusenden. Sobald Ihr irgend Etwas herausgebracht habt, laßt es mir melden! Schont aber ein anderes Mal besser Euer theueres Leben!" —

Mit diesen Worten verließ Graf Joseph den armen Chevalier und begab sich nach Haus, um noch eine Stunde Schlaf nachzuholen und dann dem Ritter Malavilla und Donna Isabella seine Aufwartung zu machen.

Der Ritter war frühzeitig wieder aufgestanden. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab; denn das Loos seiner einzigen Tochter war allem Anscheine nach entschieden.

Die hohen Verhältnisse, in welche er seine Tochter an der Hand ihres zukünftigen Gemahls treten sah, umnebelten ihm den Verstand, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Mit Kaisern und Königen sah er sich in Verbindung gesetzt und mit dem höchsten Adel verwandt. Hatte doch selbst der alte Hofmarschall, welchen Graf Joseph das Fragezeichen hieß, ihn „mon cher cousin!" genannt. Doch der neue Glanz, welcher seiner alten Familie bevorstand, sollte ihm hier gar nichts gelten, sondern nur die Sache seines Königs, welche in dem künftigen Gemahle seiner Tochter einen einflußreichen Freund gewann, denn durch diese Vermählung mußte dieser immer an das spanische Interesse sich geknüpft fühlen.

Da jetzt ein Strahl von der Lampe, über welcher sein Morgenkaffee stand, auf die goldene Dose fiel, welche er einst von seinem Könige zum Geschenk erhalten hatte, und in grünlichen und bläulichen Funken die Diamanten des Namenszuges desselben spielen

ließ, so nahm er es für einen Schicksalswink und ein Zeichen des unabweisbaren Glückes für ihn und seine Tochter. Er legte in Begeisterung auf die Dose die drei Finger seiner rechten Hand und schwur der absoluten Krone Blut und Leben zu opfern, während er aus Angewohnheit zugleich den Deckel in die Höhe hob und eine Prise nahm und schnupfte.

Dann ergriff er die Handglocke und schellte damit.

Nachdem er dreimal die Glocke geschüttelt hatte, trat sein alter Diener Pedro mit dem Waschbecken, Handtuch und Rasirzeug ein.

„Was siehst Du mich so finster an, Pedro?" fragte der Ritter.

„Don Malavilla," antwortete der Diener, „hat mich immer, seitdem ich zu Eurem Hause gehöre, und, Ihr wißt, das ist so lange her, als ich alt bin, „Pedro Castellan!" betitelt, und heute schon zweimal schlechtweg: „Pedro!" Da erlaube ich mir nur zu fragen, wodurch ich Don Malavilla's Gnade verloren habe?"

Unter diesen Worten hatte Pedro sein Geschäft begonnen, er hob jedoch das Rasirmesser jetzt zurück, um eine Antwort zu erhalten.

„Pedro Castellan!“ antwortete der Ritter ernsthaft, „fahre fort in Deinem Geschäft!“

Pedro machte einen Kratzfuß und küßte die Hand des Ritters, dann ging er wieder an sein Geschäft und erzählte dabei: „man sollte nicht meinen, es geht hier gerade so her, wie bei uns. Gestern war nebenan bei dem hochgelahrten Doctor Antonio eine Gesellschaft. Beim Nachhausegehen kommen die Herrschaften in Zank und im Zank herein in den Hof. Ein französischer Major erhielt in der Finsterniß der Nacht zwei Dolchstiche; sie sollen aber nicht gefährlich sein; der junge Grieche Achilleus, ein rechter Hase, flüchtete sich in unsre Capelle zum Muttergottesbilde, wo eben Donna Isabella noch ihr Abendgebet hielt. Ihr dürft nicht zucken, sonst schneide ich Euch noch einmal! Duenna Ines war zugleich mit dort. Sie kann nicht genug rühmen, wie höflich der Hidalgo gewesen sei und wie er sich so fein entschuldigt hätte!“

Jetzt war der Ritter vom Messer Pedro's befreit, welcher ihm das Waschbecken hielt und dann das Tuch zum Abtrocknen reichte.

Der Ritter schien in ernste Gedanken versunken zu sein; denn während der ganzen Morgentoilette

sprach er zu verschiedenen Malen: „hm! hm!" ohne ein Wort dazu zu setzen.

„Don Malavilla," sagte jetzt Pedro, „schaut einmal in den Spiegel, so ritterlich nimmt sich keins der Bilder aus, welche daheim im Ahnensaale hängen, als das Eure heute an diesem Morgen. Das mag wohl daher kommen, weil keiner der ruhmvollen Herren so viel Kaiser und Könige wie Ihr in voriger Nacht auf einmal beisammen gesehen hat."

„Pedro Castellan!" rief der Ritter, „hüte Deine Zunge und sprich nicht einfältig über die Vorfahren, welche Löwenmark in ihren Knochen und Blitze in ihren Augen hatten. Hast Du noch nicht das Bild des Silva Malavilla gleich über dem Haupteingange unsers Burgsaales gesehen mit dem hageren, langen Gesicht und der gerunzelten Stirn, die Hand auf den Kopf einer emporschauenden Dogge gelegt?"

„Unseren Mohrenjäger," rief Pedro, „der ein Gelübde gethan eine Burg zu bauen und darinnen eine Kirche der gnadenreichen Mutter Gottes, wenn er dreihundert Morisko's erschlagen haben würde? Und ehe drei Jahre um waren, lagen dreihundert Schädel unter den Grundsteinen, worauf unsere Burg noch heute steht?"

„So ist's!" versetzte der Ritter und strich sich seinen Knebelbart.

„Gleich nebenan ist sein Sohn," fuhr der Ritter fort, „welcher wochenlang in den Alpuxarren und und den toledanischen Haiden wilde Schweine erlegte und dann eben so tapfer beim Stiergefecht dem Stier das Messer in das Herz stieß!"

„Dann folgt der schöne, blonde Alvarez mit den ewig ruhigen Augen, von dessen Ernst und Majestät man erzählt, daß Niemand ohne zu stottern zu ihm habe sprechen können, so ruhig und groß vermochte er die Menschen anzublicken."

„Dann kommt Don Perez," versetzte der unterrichtete Diener, „der mit eigener Hand den Stammbaum des Hauses gemalt hat, welcher aus dem Leibe eines darunterliegenden Königs emporgewachsen ist, und wo ganz oben mit goldenen Buchstaben in einem der rothen Blätter Euer Name steht."

„„Nicht so viele Worte! gehe nun hinunter zu Pater Santello, begrüße ihn in meinem Auftrage und bitte den hochwürdigen Herrn, seinen Kaffee auf meinem Zimmer zu trinken, denn ich wäre seines Rathes bedürftig.""

Pedro Castellan entfernte sich, der Ritter aber kleidete sich vollends mit aller Sorgfalt an, als wenn er zu Hofe fahren müßte. Als er den Sandalenschritt des Paters kommen hörte, nahm er den Hut unter den Arm und stellte sich aufrecht unter die Thür zu seinem Cabinet, um ihm von da aus zwei Schritte entgegen zu gehen.

„Der Friede Gottes sei mit Euch!“ sagte der eintretende Santello; „Amen!“ entgegnete würdevoll der Ritter, indem er zugleich einen und einen halben Schritt zur Bezeigung seiner Ehrfurcht dem geistlichen Herrn entgegenthat und die Unterredung mit den Worten begann: „ehrwürdiger Herr Pater, laßt uns zuerst Platz nehmen, damit wir ruhig über einige hochwichtige Angelegenheiten uns berathen können. Erlaubt mir zugleich, Euch bedienen zu dürfen, da ich nicht wünsche, daß meine Dienstleute uns hier stören und im Hin- und Hergehen Einiges verkehrt aufschnappen und unter sich noch verkehrter wiedererzählen.“

Mit diesen Worten goß er Kaffee in die bereitstehende Tasse, indem er zugleich zu sprechen fortfuhr: „und da mein ehrwürdiger Freund zuweilen eine Cigarre nicht verschmäht, so gönne ich mir die Freude,

Euch eine von den wenigen anzubieten, welche mein allergnädigster König und Herr, Ferdinand der Siebente, mit eigener Hand gedreht und mir verehrt hat, als ich die Gnade genoß, mit ihm die erste Chocolade zu trinken; denn Ihr wißt, daß auf der Erde es keinen geschickteren Cigarrendreher giebt, als ihn."

Santello griff mit süßverklärtem Gesicht in das Cigarrenkästchen, nahm eine davon heraus und hielt sie dann vor die Augen, als wenn sich daran Merkmale entdecken ließen, welche ihre königliche Herkunft verrathen könnten.

„Es ist ein feines sammtnes Blättchen," sagte er endlich, „und die kleine Blätternaht geht so schön in einer Linie herunter, daß darin die königliche Majestät, welche auch dem Geringsten sein Recht angedeihen läßt, sich zu erkennen giebt."

Jetzt hatten die beiden Spanier ihre Cigarren angezündet und schwiegen.

Endlich ergriff der Ritter wieder das Wort und sagte: „nicht nur in öffentlichen Geschäften, welche die Freiheit unseres allergnädigsten Königs und Herrn betreffen, sondern auch in den Angelegenheiten meines Hauses habe ich immer nach dem Beispiele der ruhmwürdigsten Könige, welche über Spanien geherrscht,

geistlichen Rath mir geholt und befolgt, denn wer muß es sich nicht sagen, daß gerade der Priester, welcher der Gottheit nicht nur überhaupt seiner Heiligkeit nach, sondern auch täglich bei dem heiligen Sacramente nahe steht, auch den richtigsten Blick in die menschlichen Angelegenheiten haben muß."

„Eure Herrlichkeit," versetzte Santello, „hat immer im Wohlgefallen Gottes gewandelt und ihr Tagewerk mit Segen überhäuft."

„Sein Name sei gepriesen!" fuhr der Ritter fort, „ich hatte nie Ursache mein Vertrauen zu bereuen. Insbesondere habt Ihr mit Eurer Einsicht mir immer den Weg gezeigt, welcher sich als der rechte auswies. So nehme ich auch jetzt meine Zuflucht zu Eurer Weisheit, wo es sich hauptsächlich um das Wohl meines Hauses und meiner Tochter handelt."

„Ihr werdet in der letzteren Zeit häufig bei uns den ehrenwerthen Grafen Joseph von Frankenstein gesehen haben. Was soll ich reden von seiner Herkunft, da er zu einem der angesehensten Geschlechter der größten Monarchie gehört, was von dem Glanze seines Hauses, das mit Burgen, Wäldern und Feldern reich gesegnet ist, was von seinen leiblichen und geistigen Vorzügen, von seinen gebildeten, ritterlichen

Manieren, da Euch das Alles nicht unbekannt ist, doch davon muß ich reden, daß er schon jetzt die Hoffnung und Freude seines mächtigen Gönners und Chefs ist und vielleicht bald eine Stütze nicht nur seines Herrn, sondern auch der übrigen europäischen Throne werden wird."

„Das Herz dieses hohen Jünglings hat die Fürsicht Gottes meiner Tochter zugeneigt, und die fürstliche Durchlaucht hat gestern vorläufig, wenigstens kann ich mir das, was dieselbe zu mir gesprochen, nicht anders deuten, um ihre Hand für ihn angehalten, und ich konnte darauf nicht anders antworten, als daß seine Gesinnung meinem Hause zur höchsten Ehre gereiche."

„Diesen Vormittag werden dessen Oheim, der Oberhofmarschall, und er selbst erscheinen, wie ich vermuthe, um die Verlobung mit ihr zu vollziehen. Insofern Euch dagegen kein Bedenken beikommen sollte, bitte ich Euch, einen Notar zu bestellen, um die Ehepacten aufzusetzen und rechtskundig zu machen."

„Wie könnte ein anderes Gefühl," entgegnete Santello, „in mir aufkommen, als das einer namenlosen Freude über das Glück Eures Hauses, welches darüber steht wie ein glänzender Morgenstern! erlaubt

mir, meinen Glückwünsch aus der innersten Seele Euch hierüber abstatten zu dürfen."

„Wir danken Euch für Eure Theilnahme, „versetzte der Ritter, „denn wir sind überzeugt, daß kein Mensch sie aufrichtiger an unserem Wohle nehmen kann, als Ihr, der Ihr unser geistlicher Hausfreund seid und, wie wir hoffen, lebenslänglich bleiben werdet. Doch noch eins ist mir an diesem Morgen auf das Herz gefallen. In voriger Nacht hat hier im Hofe ein Mordanfall stattgefunden; ein junger Grieche, den wir hier schon gesehen, soll sich in die Capelle geflüchtet haben, wo zufällig unsre fromme Tochter mit Ines ein Nachtgebet gehalten hat. Ich wünschte hierüber, ehe ich weitere Schritte thue, in das Klare zu kommen."

„Das, was zu wissen noth thut," versetzte Santello, „habe ich zu erforschen gesucht. Da ich es jedoch als Gewissensrath anvertraut erhalten habe, so kann ich mich darüber nicht weiter auslassen. Es dürfte aber zum Frieden Eures Hauses dienen, wenn die Duenna Ines so lange, als wir hier in Verona noch verweilen, von Donna Isabella getrennt und in eine Klosterpension gethan würde. Ist es Euch genehm, so werde ich diese Angelegenheit besorgen."

„Hat sie die Ehre unseres Hauses gefährdet?" fragte bestürzt der Ritter.

„Ihr könnt in dieser Hinsicht ganz ruhig sein," entgegnete Santello, „doch forscht auch nicht weiter nach; denn oft nöthigt uns das, was wir erfahren, zu Schritten, welche wir gern unterließen, wenn wir das Gehörte ungehört machen könnten."

„Ich vertraue Euch," antwortete der Ritter, „und ich werde nur mit Euren Augen sehen und mit Euren Ohren hören! — Doch nun wünsche ich noch, daß Ihr das Gemüth der Donna Isabella auf die neue Wendung ihres Schicksals vorbereiten und ihr die Pflichten, welche sie in kindlicher Ehrfurcht uns schuldig ist, einschärfen mögt."

„Ich werde nicht zögern, Euren Wünschen nachzukommen," versetzte Santello und verließ den Ritter.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mosen, Julius,

Der Congress von Verona ein Roman

Bd.: 1

Berlin (1842)

P.o.germ. 955 hd-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114919-0